

HARTMUT LEPPIN

# JUSTINIAN

DAS CHRISTLICHE  
EXPERIMENT

KLETT-COTTA

Klett-Cotta  
www.klett-cotta.de  
© 2011 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung  
Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany  
Umschlag: Rothfos und Gabler, Hamburg  
Unter Verwendung eines Bildes von akg/Bildarchiv Steffens  
Gesetzt von Kösel, Krugzell  
Karten: Rudolf Hungreder, Leinfelden-Echterdingen  
Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt  
und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-608-94291-0

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

# INHALT

VORWORT	9
I. EINLEITUNG	11
II. DER NEFFE (518 – 527)	29
1. Fremd in Konstantinopel	29
2. Vom Pfuhl auf den Thron: Justins Kaisertum	43
A. Herrschaftsgewinn und Aussöhnung mit Rom	43
B. Herrschaftssicherung	73
C. Der Krieg kehrt zurück	82
D. Herrschaftsübergang	89
III. HERRSCHAFTSANTRITT IN EINER MISSTRAUISCHEN WELT (527 – 532)	92
1. Religionspolitik zwischen Inklusion und Exklusion	92
2. Zugriff auf das Reich	106
A. Kirchliche Organisation	106
B. Triumph und Transparenz: Weltliche Gesetzgebung	110
C. Der Kaiser als Ordner der Welt	116
3. Zwang zum Erfolg: Die Grenzen des Reiches	126
A. Auf dem Weg zum Frieden: Das Perserreich	127
B. Die ruhelosen Völker: Der Balkan	138
4. Die größte aller Katastrophen: Der Nika-Aufstand	142
IV. EIN KAISER SETZT SICH DURCH (532 – 536)	149
1. Kaisertum der Tat: Die Wiederherstellung des Reiches	149
A. Gewinnung Africas	150
B. Rückeroberung Roms	161
C. Andere Grenzen	166

2. Kaisertum des Wortes: Rechtsbücher für die Römer und die Welt	167
A. <i>Die Kodifikation</i>	167
B. <i>Fürsorge und Kontrolle: Die Gesetzgebung</i>	170
3. Kaisertum des Glaubens: Auf dem Weg zu einem Konzil der Einheit (536)	181
4. Kaisertum in Stein: Justinians Bauten in Konstantinopel und im Reich	191
5. Im Glanz des Erfolgs	203
V. DIE WELT GERÄT AUS DEN FUGEN (536–542)	206
1. Der Himmel verdunkelt sich	206
2. Die Porosität der Grenzen	215
A. <i>Scheinsieg in Italien</i>	215
B. <i>Rückschlag im Osten</i>	223
C. <i>Andere Kriegsschauplätze</i>	229
3. Die Welt richtet sich auf den Kaiser aus	230
4. Durchsetzungsprobleme	235
5. Glanz und Grauen	249
VI. AUF DEM IRRWEG ZUR ORDNUNG (542–553)	251
1. Äußere Beruhigung	252
A. <i>Ein zäher Krieg: Die persische Front</i>	252
B. <i>Völkersturm auf dem Balkan</i>	254
C. <i>Ein asymmetrischer Krieg: Africa</i>	257
D. <i>An der Westküste des Mittelmeers: Die Iberische Halbinsel</i>	263
E. <i>Der prekäre Erfolg: Italien</i>	264
2. Der Kaiser ohne Rast	276
A. <i>Neuansatz zur Reform</i>	276
B. <i>Die Unruhe wächst</i>	280
C. <i>Kaisertum und Heiligkeit</i>	284
D. <i>Heilige und Hure: Der Tod Theodoras</i>	288

3. Zwang zur Einheit: Der Kaiser im theologischen Streit	293
A. <i>Die Drei Kapitel</i>	293
B. <i>Bekämpfung der Glaubensfeinde</i>	299
C. <i>Kein Konzil der Einheit: Konstantinopel 553</i>	303
4. Bilder in einer bedrohlichen Welt	308
VII. ENDE IN ISOLATION (553–565)	316
1. Behauptung gegen fremde Völker	316
2. Mühsamer Machterhalt	324
3. Ein Kaiser kommt der Welt abhanden	330
VIII. KAISER ZWISCHEN DEN WELTEN	335
ANHANG	355
Anmerkungen	355
Quellen	402
Literatur	412
Bildnachweis	435
Zeittafel	436
Register	439
KARTEN	
Karte 1: Plan Konstantinopels zur Zeit Justinians	32
Karte 2: Der Bereich des Großen Palasts und seine Umgebung	143
Karte 3: Grundriss der Hagia Sophia	195
Karte 4: Die Ostgrenze des Römischen Reiches um den Anfang der Regierungszeit Justinians	222

## VORWORT

Kaiser Justinian, der fast vierzig Jahre regierte und mit seinem Wirken den Osten und den Westen Europas prägte, hat mich seit langer Zeit beschäftigt. In mehreren Einzelstudien bin ich speziellen Aspekten der Zeit nachgegangen, in verschiedenen Lehrveranstaltungen habe ich das Thema erörtert, stets in der Hoffnung, die Überlegungen einmal monographisch zusammenfassen zu können. Das ist jetzt geschehen. Dennoch bleibt ein Gefühl des Ungenügens. Kann man es überhaupt verantworten, als Einzelner ein Buch über Justinian zu schreiben, wo doch die Forschung so diversifiziert ist? Nicht nur Althistorie und Byzantinistik, sondern auch Kunstwissenschaft, Rechtsgeschichte, Theologie, Literaturwissenschaft – viele Fächer interessieren sich für die Zeit und leisten wertvolle Beiträge. So wird eine Fülle von Literatur produziert, die ein Einzelner nicht mehr überschauen kann. Dennoch schien das Experiment sinnvoll, eine Synthese auf der Basis der modernen Forschung zu wagen, damit deren Ertrag nicht den Spezialisten vorbehalten bleibt. Dabei war es mir ein Anliegen, Justinian vor den Hintergrund der religiösen Entwicklung seiner Zeit zu stellen und seine scheinbare Modernität zu beleuchten.

Zahlreich sind diejenigen, die mir in verschiedenen Phasen mit Rat und Tat geholfen haben. Zu nennen sind vor allem Wolfram Brandes, Rajko Bratož, Martin Büchsel, Timo Christian, Michaela Dirschlmayer, Geoffrey Greatrex, Alexandra Hasse-Ungeheuer, Marius Kalfelis, Manuela Kessler, Jan-Markus Köster, Mischa Meier, Philipp Niewöhner, Christoph Selzer, Kai Trampedach, Hans Ulrich Wiemer sowie Reinhard Wolters. Taktvoll treibend und einfühlsam motivierend hat Teresa Löwe-Bahners mich dazu gebracht, den Text irgendwann doch trotz aller Lücken und Versäumnisse, die dem Verfasser nur allzu bewusst sind, zu Ende zu bringen.

Aus zwei unpublizierten Arbeiten hat der Verfasser viel gelernt: R. Pfeilschifter, *Der Kaiser und Konstantinopel*, der das Bild des Kaisertums auf eine neue Grundlage stellt, und A. Hasse-Ungeheuer, die das Mönchtum in dieser Zeit erstmals breit behandelt.

»Justinian – ist das nicht dieser blöde Kaiser?«, pflegte meine Tochter Corinna zu sagen, wenn ich mich anschickte, ins Arbeitszimmer zu verschwinden. Es war gut, immer wieder von der Familie in das normale Leben zurückgeholt zu werden.

Frankfurt am Main, im Frühjahr 2011

## I. EINLEITUNG

Nicht einmal die Wüste Ägyptens bot Schutz vor den Häschern: Sie spürten den Einsiedler Mare dort auf, um ihn aus seiner ärmlichen Zelle zu vertreiben, war er doch in den Augen des Kaisers Justinian ein Häretiker. Empört reiste der Asket, einer von vielen Verfolgten, in die ferne Metropole Konstantinopel. Gehüllt in löchrige Lumpen betrat er den prachtvollen Palast, ging unbehelligt vorbei an den Beamten und Leibwachen, um Justinian und seiner Gemahlin Theodora gegenüberzutreten, dem respektheischenden kaiserlichen Paar. Beleidigende, verächtliche Worte schleuderte er den beiden entgegen, vor den Augen und Ohren zahlreicher Höflinge, deren Betretenheit man sich leicht ausmalen kann. Kaiser und Kaiserin nahmen dies demütig hin. Dieser Mann sei ein wahrer Mönch, erklärten sie. Ja, in seiner Bewunderung versprach ihm der Kaiser alles, was er wünsche; Theodora wollte ihn sogar in ihrer Nähe leben lassen und bot ihm hundert Pfund Gold, um es an die Armen zu verteilen. Doch er hatte dafür nur Verachtung und schleuderte den Schatz weit weg. Staunend erzählte man davon in Palast und Stadt.

Mare verließ die kaiserlichen Gemächer ungestraft. Ohne jemanden eines Blickes zu würdigen, schritt er durch das Gewimmel der Stadt, überquerte die Gewässer des Goldenen Horns und stieg auf einen Berg, wo er sich zwischen Gräbern einrichtete, um dort von Kräutern zu leben. Immer wieder ließ die Kaiserin ihn durch ihre Kammerherren aufsuchen, doch der Mönch, der eine wachsende Gemeinde um sich scharte, wies sie ab.

Das alles berichtet einige Jahrzehnte später in einer Heiligenvita, gewiss ausgeschmückt, vielleicht auch streckenweise stilisiert, Mares Bewunderer Johannes von Ephesos. Kaiser Justinian war hiernach geneigt, gegenüber einem Mann von ärmlichstem Aussehen und (nach Meinung des Herrschers) häretischen Ansichten tiefste Demut zu zeigen. Er ließ sich von ihm am Hof beleidigen und nutzte nicht seine weltliche Macht, um sich zur Wehr zu setzen. Theodora und er behandelten den Mann, der den Zeitgenossen als Heiliger galt, mit höchstem Respekt. Der Herrscher, dessen Macht bis in die ägyptische Wüste reichte, erduldet die Unverfrorenheit des Mönches aus nächster Nähe. Bis zu seinem Tod konnte dieser unbehelligt nahe Konstantinopel leben, obwohl er von seiner Kritik an Kaiser und Kaiserin nicht abließ.<sup>1</sup>

Den demütigen Kaiser nennt Johannes selbst, gewiss formelhaft, in dem Zusammenhang aber doch pointiert, siegreich.<sup>2</sup> Mit dieser Wendung hatte sich

manch ein siegloser Kaiser Roms geschmückt, doch auf Justinian traf sie zu. Als Mare den Palast aufsuchte, hatte Justinians Feldherr Belisar bereits die Vandalen in Africa vernichtend geschlagen. Justinian ließ den erfolgreichen Mann einen Triumph feiern, doch musste dieser sich zum Abschluss der Feier unter den Augen der tausenden Besucher des Hippodroms vor dem Kaiser und seiner Frau niederwerfen, ebenso wie der letzte Vandalenkönig Gelimer.<sup>3</sup> Der Kaiser, der so viel Demut gegenüber Mare gezeigt hatte, kostete jetzt den Sieg bis ins Letzte aus und verlangte eine Geste der Demut von seinem treuen General.

Was war das für ein Mann, der tiefste Demut zugleich zeigte und einforderte? Es ist ein Herrscher, der das römische Recht neu geordnet hat und höchstpersönlich den christlichen Glauben neu formulierte. Es ist ein Kaiser, unter dessen Regiment der Glanz des alten Römischen Reiches wiedererstand und die schwersten Katastrophen eintraten.

Sein ganzes Wirken scheint von Widersprüchen erfüllt und schwer zu erschließen, doch sind die Ausgangsbedingungen, sich ihm zu nähern, ungewöhnlich günstig: Nach den Maßstäben des Althistorikers ist die Quellenlage zu Justinian außerordentlich gut. Dieser Kaiser gehört zu den wenigen Herrschern der Antike – andere Beispiele sind Augustus oder Mark Aurel –, die eigene Texte in einem größeren Umfang hinterlassen haben. Ausführlich begründet er seine Gesetze, vor allem seine Gesetzessammlung. Die Details sind von anderen formuliert worden, doch steht dahinter gewiss Justinian, von dem immer wieder berichtet wird, wie genau er sich den Einzelheiten der Verwaltung zuwandte.

Die Einleitungen zu seinen Gesetzen können auf den modernen Leser hochtrabend wirken:

Die größten Güter für die Menschen sind Gerechtigkeit und Milde, von welchen die erste einem jeden das Seine zuteilt und nicht nach Fremdem strebt, die letztere ins Mitleiden übergeht und die Hilfsbedürftigen von den drückenden Schulden befreit. Diese zieren und befestigen die Herrschaft, erhalten die politische Ordnung und sind gute Leiter des menschlichen Lebens. Daher ist es auch für uns, die wir das Zepter von Gott erhalten haben, ein Gegenstand des vorzüglichsten Strebens, uns durch solch gute Handlungsweisen auszuzeichnen, damit wir, wenn wir den Untertanen Nutzen gewähren, eine Vergeltung durch den Ruf der Tugend erhalten.<sup>4</sup>

Darf man daraus schließen, der Kaiser sei eine Persönlichkeit mit einem Hang zum Bombast gewesen? Das wäre vorschnell, denn diese Art zu reden ist vermutlich dem Genos der Gesetzeseinleitung geschuldet. Zwar sind nur wenige spät-

antike Gesetze so vollständig erhalten wie die justinianischen, doch was wir wissen, spricht dafür, dass Justinian vielleicht ein wenig ausführlicher schrieb als üblich, aber nicht grundsätzlich anders.

Eingehend und durchaus anspruchsvoll legt er in anderen Schriften seine theologischen Positionen dar. Indes – wer versucht, aus diesen Texten und Werken sich das tiefste Innere des Kaisers zu erschließen, wird nicht weit kommen. Justinian will mit solchen Dokumenten etwas mitteilen und erreichen, entsprechend tritt er dem Publikum entgegen. Die Texte sagen nicht grundsätzlich mehr aus über Justinian als die Bauwerke, die er plante, oder Münzen und andere Kunstwerke, die in seinem Namen errichtet wurden. Das alles gibt Auskunft darüber, wie er gesehen werden wollte. Authentizität (was immer das sein mag) kann man hier nicht erwarten.

Erfährt man mehr über die Persönlichkeit des Kaisers, wenn man betrachtet, was seine Zeitgenossen über ihn dachten? Vieles wäre hier anzuführen: Justinian war ein vielberedeter Kaiser, in der Antike und in späteren Zeiten. Nur wenige aus dem Kreis zeitgenössischer Zeugen, Männer aus ganz unterschiedlichen Milieus, seien aufgerufen, um zu zeigen, dass ein stimmiges Bild vom Kaiser sich nicht ohne weiteres gewinnen lässt: Der Historiograph Prokop von Caesarea, der Verwaltungsmann Johannes Lydos, der Chronist Johannes Malalas und der Bischof Johannes von Ephesos.

Das *Œuvre Prokops von Caesarea* bildet die ausführlichste und meistbenutzte Quelle für die Zeit.<sup>5</sup> Er steht im Bann der klassischen Tradition. Doch während frühere Historiker wie Tacitus (ca. 55–116/20) oder Cassius Dio (ca. 150–ca. 235) es zum Consulat gebracht hatten, gelangte Prokop nicht zu solchen Ehren. Was man über sein Leben weiß, stammt daher nur aus seinem eigenen Werk. Um 500 im palästinischen Caesarea geboren, erhielt er, vermutlich Spross einer Familie der städtischen Elite, eine juristische Ausbildung, am ehesten in dem nahe gelegenen Berytos (Beirut). Von 527 bis 540, möglicherweise auch zwei Jahre länger, bewegte er sich in der Umgebung des Justinian treu ergebenen Generals Belisar, der an den wichtigsten Kriegsschauplätzen der Zeit auftrat. So erlebte Prokop Kriege in Persien, Africa und Italien und erwarb eine erhebliche militärische Expertise – er war auch verschiedentlich mit eigenen Missionen betraut. Von etwa 540 an ist Prokop in Konstantinopel zu vermuten. Die letzten Werke können noch Ende der fünfziger Jahre entstanden sein. Dann verliert sich seine Spur.<sup>6</sup>

Prokop konnte aus eigenen Erfahrungen schöpfen und hatte Zugang zu vielen Dokumenten. Er war gründlich gebildet und setzte in seinen Werken die Kenntnis der klassischen Tradition voraus, von Autoren wie Herodot, Thukydides, Polybios. Die Prägung durch die klassische Historiographie betrifft die gesamte Gestaltung,

die Materialauswahl, die sprachliche Form. Da bestimmte Topoi, vorgeprägte Bilder und Darstellungsweisen, eine große und anerkannte Rolle in dieser Historiographie spielten, ergeben sich manche Unsicherheiten. So beschreibt Prokop eine Pest, wie dies auch Thukydides tat. Die literarischen Anklänge sind überdeutlich.<sup>7</sup> Wird Prokop damit unglaubwürdig? Das muss in jedem Einzelfall gut abgewogen werden.

Prokop schreibt spannend und unterhaltsam, aber er wendet sich an Connaisseurs. Seine Sprache war nicht die Sprache, die man zu seiner Zeit allgemein verwendete, sie war eine hohe Literatursprache, die es vermied, auf Ausdrücke zurückzugreifen, die den klassischen attischen Autoren fremd waren – was es nicht leicht machte, über das Christentum zu sprechen. So deutlich der Kenner aus jeder Seite die klassischen Bezüge heraushört: Prokops Werk ist nicht einfach ein Nachklapp älterer Zeiten. Bei genauerem Hinsehen lässt sich hier vieles erkennen, was er mit anderen spätantiken Autoren gemein hat – etwa einen lebhaften Wunderglauben. Ebenso wenig sollte seine Identität als Christ bezweifelt werden<sup>8</sup>, auch wenn er Religionspolitik wenig behandelte und rigorose Verfolgungen religiös Andersdenkender ablehnte. Denn diese Position teilte er mit vielen anderen Christen.

Sein umfängliches Œuvre setzt sich aus mehreren Werken zusammen: Am bedeutendsten sind die »Kriege« (*Bella*), in denen er Kämpfe gegen die Perser (1–2), die Vandalen (3–4), die Ostgoten (5–7) und in einem nachgetragenen Buch (8) Feldzüge an verschiedenen Schauplätzen, hauptsächlich aber in Italien, schildert. Die Entstehung des Gesamtwerks erstreckt sich über einen längeren Zeitraum. 553/4 scheint auch das letzte Buch abgeschlossen gewesen zu sein, während die anderen bereits 550/1 vorlagen.<sup>9</sup> Eindringlich schildert Prokop die Wechselfälle des Krieges, die Dramatik der Schlachten, die Komplikationen der Diplomatie. Mit Respekt spricht er von den Gegnern, auch die Goten sind bei aller Grausamkeit nicht einfach verächtliche Barbaren, sondern tapfere Krieger. Beherrschende Gestalt der *Bella* ist der Feldherr Belisar, dessen Erfolge (zunächst) höchsten Ruhm ernten und daher die seiner Konkurrenten bis heute in ihren Schatten stellen. Prokop lobt energisches Kämpfertum; die diplomatische Kunst römischer Gesandtschaften gerät dagegen oft in den Geruch der Schmeichelei. So sagt er über Gesandte am Perserhof, die 531 in einer schwierigen Situation für das Reich Friedensverhandlungen führen müssen: »Die Gesandten aber ließen, um [den persischen König] Chosroes günstig zu stimmen, viele Schmeichelworte vernehmen, wie sie sich für Römer ihrer Stellung ganz und gar nicht schicken.«<sup>10</sup> Vertreter Roms sollten offenbar nicht nur tapfer, sondern auch geradlinig sein. Die schwierige Situation, die die Gesandten zu bereinigen suchten, war übrigens nicht

zuletzt durch eine Niederlage eingetreten, für die Belisar zumindest Mitverantwortung trug.

Justinian steht unweigerlich hinter allem Erzählten und begegnet dem Leser immer wieder; auch seine Leistungen finden Lob. Er erscheint bisweilen durchaus als ein glänzender Organisator. Manche Äußerungen klingen jedoch nach impliziter Kritik. So beschreibt der Historiograph die verheerenden Einfälle des Araberhäuptlings Mundhir, der mit den Persern verbündet war, in das Römische Reich. Justinian, so heißt es weiter, ersinnt eine Gegenmaßnahme – die aber fruchtet nicht: »So kam es, dass Mundhir, ohne Widerstand zu finden, über sehr lange Zeit hinweg den gesamten Osten ausplündern konnte.«<sup>11</sup> Erleidet Belisar einmal einen Misserfolg, suggeriert Prokop gerne, dass eigentlich der Kaiser oder jemand, den er entsandt hatte, die Schuld trage.<sup>12</sup> Einige Stellen lassen sich ironisch interpretieren, so wenn Prokop die Leistung der Reiterei in seiner Zeit rühmt, einer Truppengattung, die viele Römer als fremd und unwürdig empfanden.<sup>13</sup> Viel Doppelbödiges scheint in den *Bella* zu stecken. Vordergründig aber begegnet hier Justinian als würdiger Herrscher eines Zeitalters, in dem die Wiederherstellung römischer Macht gelingt. Das war gewiss dasjenige Bild, das dem Hof gefiel.

Noch höher tönt das Lob aus den *Aedificia*, der Schrift über die Bauten Justinians, die vor allem von Maßnahmen handelt, die sich in Kirchen und Befestigungsanlagen in verschiedenen Teilen des Reiches niederschlugen. Das Werk, in den fünfziger Jahren, somit nach verlustreichen Kriegen entstanden<sup>14</sup>, beginnt mit einem Lobpreis der großen Leistungen des Herrschers:

Viele Länder, die zu seiner Zeit dem Römerreich nicht angehörten, hat Justinian diesem schon hinzugefügt, außerdem hat er unzählige, vorher nicht existente Städte errichten lassen. Des weiteren fand er, dass vor seiner Zeit die Lehre von Gott in Irrtümern gefangen und gezwungen war, in viele Richtungen zu gehen, und hat sämtliche auf Irrtümer führende Pfade völlig beseitigt und vollends erreicht, dass die Lehre auf der festen Grundlage eines einzigen Glaubens ruht. Außerdem übernahm er auch die Gesetze infolge ihrer unnötigen Vielzahl verdunkelt und deutlich verwirrt durch die gegenseitigen Widersprüche. Indem er sie nun vom Wust haarspalterischer Worte reinigte und ihre Abweichungen wirkungsvoll beseitigte, gab er ihnen dauerhaften Bestand. Denen gegenüber, die sich wider ihn erhoben, verzichtete er von sich aus auf Anklagen, während er die Bedürftigen mit Wohlstand sättigte und ihr drückendes Schicksal wendete, mit denen er das Lebensglück des Einzelnen (oder der Bürger) an den Staat knüpfte. Schließlich hat Justinian das auf allen Seiten von Barbaren bedrohte Römerreich durch eine Menge Soldaten gestärkt und seine sämtlichen Grenzgebiete durch die Errichtung von Wehranlagen befestigt.<sup>15</sup>

Prokop scheint sich ganz auf der Ebene der offiziellen Selbstdarstellung zu bewegen, auch in den folgenden Kapiteln rühmt er immer wieder die Fürsorge des Herrschers, die sich im Bau von Befestigungsanlagen niederschlug. Doch manches ist eigenartig, schon dass die Wehranlagen gerühmt werden, obwohl die römische Abwehr in den Perserstürmen seit 540 immer wieder versagt hatte. Merkwürdig auch, dass Prokop dem Kaiser den Bau einer wehrhaften Mauer zuschreibt, die von einem seiner Vorgänger errichtet wurde.<sup>16</sup> Oft deckt der archäologische Befund nicht, was Prokop berichtet. Schließlich wird der Kaiser dafür gerühmt, dass er, als die Architekten verzweifelten, den entscheidenden Gedanken gehabt habe, der den Bau der Kuppel auf der Hagia Sophia ermöglichte.<sup>17</sup> Wussten die Leser bereits vom Einsturz der Kuppel infolge des Erdbebens vom 7. Mai 558? Dann hätte das Werk eine klare ironische Komponente, doch dies hängt auch an der strittigen Frage der Datierung.

Neben den *Aedificia*, die zumindest (oder allenfalls?) bei einer vordergründigen Lektüre von Lob für den Kaiser getragen zu sein scheinen, sind Texte erhalten, deren panegyrischer Charakter außer Frage steht, so die Hymnen des Romanos Melodos<sup>18</sup>, Verse des Paulos Silentiarios auf die Pracht der Hagia Sophia<sup>19</sup>, ein an Justinian gerichteter Fürstenspiegel Agapets über den idealen Kaiser.<sup>20</sup> Andere Texte enthalten panegyrische Partien, so die Geschichte der Goten, die ein in Konstantinopel ansässiger lateinischsprachiger Mann gotischer Herkunft namens Jordanes verfasste, der das besiegte ostgotische Königsgeschlecht der Amaler in dem römische Kaisertum aufgehen sah.<sup>21</sup> Hier stößt man auf viele Reflexe der kaiserlichen Selbstdarstellung, wie sie auch in den kaiserlichen Gesetzen oder Münzen sichtbar wird, aber durchaus unterschiedlich gebrochen. Steht bei Romanos der Kaiser wegen seines religiösen Engagements im Zentrum, so bei Paulos als Bauherr, bei Agapet als Verwirklicher der klassischen Tradition, während Jordanes das Schicksal der Goten im Auge hat.

Eine Doppeldeutigkeit wie die Prokops fehlt hier. Es mag den Leser überraschen, dass die Prokopforschung ständig nach ironischen Hinweisen, impliziter Kritik und ähnlichem fahndet; vielleicht hegt er den Verdacht, dass die Gelehrten das Gras wachsen hören. Doch der Fahndungseifer hat einen guten Grund: Prokop hat noch ein weiteres, in seiner Form einzigartiges Werk hinterlassen, die *Anékdota* (*Unveröffentlichtes oder Unveröffentlichbares*) oder auch *Historia Arcana* (*Geheimgeschichte*). Diese müssen nach den *Bella* entstanden sein und nehmen das meiste zurück, was Prokop in andern Schriften gesagt hat, denn sie sind von Hass gegenüber dem Kaiser und seiner Gattin Theodora erfüllt, aber auch von Widerwillen gegen Belisar. Der Kaiser erscheint wie ein übermenschliches Wesen, dafür in die Welt gekommen, um sie zu ruinieren:

Dass er kein Mensch war, sondern [...] ein Dämon in Menschengestalt, kann man aus der unermesslichen Zahl von Leiden erschließen, die er über die Welt gebracht hat. Denn in der Furchtbarkeit der Taten wird auch die Macht des Täters offenbar. Die Zahl seiner Opfer kann, so meine ich, außer Gott niemand genau angeben. Schneller zählte man, glaube ich, alle Sandkörner als die vielen Menschen, die der Kaiser hinhordete.<sup>22</sup>

Die Kaiserin tritt auf als intrigantes Weib, das seine Herkunft aus dem Milieu nicht verbergen kann; Belisar, der Held der Kriege, mutiert zu einem erbärmlichen Trottel, von seiner Gattin Antonina fortwährend hintergangen – hier wendet Prokop den Topos des bramarbasierenden, aber dümmlichen Soldaten mit erzählerischem Geschick an. Von den kaiserlichen Erfolgen ist nicht die Rede, vielmehr stehen die Katastrophen der Zeit im Zentrum, doch auch die finanzielle Ausbeutung der Untertanen ist ein prominentes Thema. Denn der Prokop der *Anékdota* steht für die wohlhabenden Schichten bis hinauf zum Senat, die Sicherheit gegenüber kaiserlichen Übergriffen wünschen und die eine Autokratie verabscheuen, dies aber selten aussprechen.<sup>23</sup> Auch darum sind die so freimütigen *Anékdota* derartig wichtig.

Dass Prokop Augenzeuge vieler Ereignisse war und seine Wahrheitsliebe betont, bedeutet keineswegs, dass er eine besondere Verlässlichkeit besitzt, die ja schon durch die Widersprüche in seinem Werk fraglich wird. Viele Fehler, nicht nur Versehen, sondern auch Verdrehungen, lassen sich feststellen. Er selbst sagt zu Beginn der *Anékdota*<sup>24</sup>, dass er zu viel verschwiegen habe; in diesem Werk ergreift er unverhohlenen Partei. Er steht zudem in einer literarischen Tradition, die seine Wahrnehmung und Darstellungsweise prägt. Jede Passage muss daher mit dem Wissen um die politischen Umstände, aber auch mit dem Thukydides in der Hand geprüft werden. Gleichwohl bleibt Prokop als Quelle unersetzlich, nicht zuletzt, weil man von Justinian kein geschlossenes Bild gewinnt. Es wird erkennbar, welche unterschiedlichen Eindruck seine Leistungen hinterließen, welche Ängste und welche Wut er bei vielen Zeitgenossen auslösen konnte.

Vom Staub des Feldlagers zum Staub der Archive: *Johannes Lydos* führt hinein in die Welt der kaiserlichen Bürokratie, die so viele Texte produziert hat und deren Innenleben doch zumeist tief in Nebel gehüllt bleibt.<sup>25</sup> Aus Lydien im westlichen Kleinasien stammend und von einem Landsmann anfangs protegiert, verbrachte er, der Latein genauso sicher beherrschte wie Griechisch und in beiden Sprachen schrieb, sein Leben in der Verwaltung, musste also auch mit den zahlreichen Änderungen zurechtkommen, die Justinian vorantrieb. Nach einem Aufstieg, der schon vor Justinian begonnen hatte, geriet seine Karriere anscheinend irgend-

wann ins Stocken. Mit Verdruss handelt Johannes in seinem auf Griechisch wohl um 550 verfassten Werk *Über die Ämter* von verschiedenen Veränderungen in seiner Zeit – hier haben wir einmal die Äußerungen eines Insiders der Verwaltung vor uns, der die Reformen miterlebte. Man spürt die Freude an Titeln und an dem eigenen Expertentum, das Leiden an dem Veränderungsdruck, die Anstrengung, die das kaiserliche Regime bedeutet. Lydos demonstriert seine Bildung und schweigt weitgehend über das Christentum, doch bleibt auch er von ihm geprägt: Gott ist derjenige, der Ausgleich für das Schlimme schafft.<sup>26</sup> Zudem gehörten gewisse Akte, etwa die Anrufung Gottes bei bestimmten Gelegenheiten oder die Förderung des Kirchenbaus, nun einmal zu den Aufgaben, denen die Verwaltung sich zu stellen hatte, und das erkennt auch Johannes Lydos an.<sup>27</sup>

Ihn treibt das Gefühl um, dass ein wertvolles Erbe ruiniert werde, insbesondere das Büro der Prätoriauspräfektur, in dem er arbeitet und das seine Weltsicht bestimmt, das für ihn »wahrhaft das Amt der Ämter« war – in der Tat war dies die oberste Behörde des Reiches.<sup>28</sup> Ungebildete traten in dies Amt ein und zogen an Johannes vorbei, der eine Vergangenheit feierte, deren Einzelheiten er gar nicht mehr sicher kannte.<sup>29</sup> Zu den Lichtgestalten bei ihm gehört Phokas, der 532 für wenige Monate Prätoriauspräfekt war und später unter dem Druck der Religionspolitik Justinians den Freitod wählen sollte.<sup>30</sup> Trotz aller Enttäuschungen berichtet Lydos voll Stolz, wie er vom Kaiser feierlich aus seinem Amt entlassen wurde.<sup>31</sup>

Überhaupt, Justinian ist hier nicht der Böse, gelegentlich gibt Johannes ihm freundliche Epitheta, rühmt seine militärischen Erfolge und die Neuordnung des Rechts, auch seinen Fleiß bei Nacht.<sup>32</sup> Gewiss greift er nicht so tief in die Saiten wie die Panegyriker, aber er demonstriert Loyalität, was wohl nicht anders denkbar, zumindest nicht sagbar war. Mit aller Härte attackiert er dafür die Schlüsselgestalt der inneren Reformen Justinians und damit am Ende auch den Kaiser selbst: Johannes den Kappadoker, seit 531 für fast ein Dezennium als Prätoriauspräfekt des *Oriens* Haupt der oströmischen Verwaltung, einen Mann, von dem noch viel die Rede sein wird. Johannes Lydos folgte einer unter spätantiken Autoren verbreiteten Strategie: Die Schuld an Missständen wurde nicht dem Kaiser gegeben, sondern auf seine Umgebung abgewälzt – damit schien die Kritik an der Obrigkeit weniger gefährlich zu sein, zumal der Kappadoker bereits gestürzt war, als Johannes Lydos sein Werk verfasste. Für die Frage, wie man sich dann den Kaiser vorzustellen habe, hilft die Schrift auf den ersten Blick nicht viel weiter: Der Kaiser erscheint merkwürdig blass gegenüber seinem »Minister«, von dessen Aktivitäten er angeblich nichts weiß.<sup>33</sup>

Doch auch in diesen wenig glaubhaften Insinuationen wird etwas sichtbar, das für die Vorstellung vom Kaiser wichtig ist. Der Kaiser tritt dem Leser in seinen

eigenen Gesetzen und auch in der Historiographie als ein so wirkungsvoller Motor der Veränderung entgegen – hier jedoch wird er von einem Insider, der sich an das administrative Milieu wendet, als ein Mann gezeichnet, der von anderen, seien es seine Berater, sei es seine Frau, abhängig war: All das konnte den Kaiser von den Übeln seiner Zeit entlasten.

Wie Lydos, so muss auch *Johannes Malalas* durchaus gelehrt gewesen sein; dafür spricht sein Beiname, der Redner oder Anwalt bedeutet – doch der ist eben nicht griechisch, sondern leitet sich von der Sprache der Einheimischen ab, von der syrischen Wurzel *mill*, die vor allem das Bedeutungsspektrum ›sprechen‹ und ›Bildung besitzen‹ abdeckt. So führt Johannes Malalas wieder in eine andere Welt. Er schreibt trotz seines (wie auch immer zu bewertenden) syrischen Hintergrunds griechisch, aber ein Griechisch, das dem gesprochenen Griechisch seiner Zeit viel näher war als die klassizistische Sprache eines Prokop oder eines Johannes Lydos, auch wenn Malalas sich bisweilen um stilistische Höhenflüge bemüht. Unterschätzen sollte man seinen Rang nicht: Sein Werk ist die früheste erhaltene ost-römisch-byzantinische Weltchronik und wurde für die Gattung stilbildend.

Noch etwas unterscheidet ihn von den bisher aufgerufenen Zeugen: Er schrieb lange in der Provinz, in Antiochia, und nahm deren Perspektive ein. Über Einzelheiten seines Lebens, das fast ausschließlich aus seinem Werk rekonstruiert werden muss, ist indes wenig bekannt. Er wurde wohl unter Kaiser Zeno (474–491) geboren und wuchs vermutlich in Antiochia oder seiner Umgebung auf; später (seit Mitte der dreißiger Jahre des 6. Jahrhunderts?) dürfte er in Konstantinopel gelebt haben. Unter der Regierung Justins II. (565–578) muss er gestorben sein. Sein Beiname Malalas macht eine Verwendung in einem Verwaltungsposten wahrscheinlich<sup>34</sup>, zumal der Stil Anklänge an den Jargon der Bürokratie zu haben scheint<sup>35</sup> und Latinismen aufweist.<sup>36</sup> Doch anders als Johannes Lydos schreibt er nicht aus der Sicht eines Büros.

Die großen politischen Ereignisse und Entscheidungen, die gerade eine Geschichtsdarstellung wie jene Prokops prägen, waren in der Wahrnehmung der Zeitgenossen nicht unbedingt entscheidend. Alltägliche Vorfälle, Spiele, aber auch Naturkatastrophen dominierten deren Erfahrungswelt.<sup>37</sup> Solche Geschehnisse werden in den christlichen Chroniken überliefert, die versuchen, sie in Gottes Plan einzuordnen. Obwohl es offenbar nur in einer gekürzten Fassung erhalten ist, bildet Malalas' Werk eine herausragende Quelle für das Zeitalter Justinians.<sup>38</sup>

Die Chronik besteht aus achtzehn Büchern, die den Zeitraum von Adam bis zur eigenen Gegenwart abdecken, wobei Malalas umso ausführlicher wurde, je näher er dorthin kam. Vermutlich endete das Werk zunächst 526 oder wenig

später und erhielt dann eine erweiterte Auflage. Die erhaltenen Passagen reichen fast bis zum Ende Justinians (bis 563); ob Malalas noch bis 574 weiterschrieb, ist strittig. Innerhalb der Chronik fällt ein Perspektivwechsel auf: Steht zunächst die syrische Metropole Antiochia im Zentrum, so rückt später Konstantinopel in den Mittelpunkt – daher die Vermutung, dass Malalas irgendwann in die Hauptstadt gegangen sei.

Als Quellen kommen ältere Chroniken, zumal städtische, in Frage sowie Archivmaterialien, aber auch Briefe oder Gesetze, schließlich mündliche Berichte und eigene Beobachtungen; vermutlich ließ er überdies kaiserliche Verlautbarungen in seine Chronik einfließen.<sup>39</sup> Die Chronik bietet einen bunten Strauß an Informationen, ist ungleichmäßig in der Darstellung und enthält auch Widersprüchliches. Die Schwächen in Sprache und Stoffanordnung haben zu der Vermutung Anlass gegeben, man höre hier die Stimme des Volkes. Das erscheint angesichts des Bildungsstands des Malalas und seiner zu vermutenden Position in der Verwaltung fragwürdig. Eindeutig ist es aber eine andere Welt als jene, für die Prokop und Lydos stehen.

Malalas ignoriert die innerchristlichen Streitigkeiten, die seit dem 4. Jahrhundert gerade seine Heimatstadt heimsuchten, weitgehend. Dafür macht er vor allem die religiöse Durchdringung des Alltags deutlich. Wichtig sind ihm Fragen der Chronologie, oft gibt er, der Gattungstradition gemäß, mehrere Datierungen für ein Ereignis, nach unterschiedlichen Kalendern, wie sie im 6. Jahrhundert noch im Gebrauch waren. Römische Consuln, Kaiserdaten und die Zählung der Jahre nach der Gründung von Antiochia, die dort üblich waren, erscheinen hier nebeneinander. Diese Daten hatten nicht allein die Funktion ereignisgeschichtlicher Genauigkeit. Vielmehr besitzen für Malalas chronologische Berechnungen auch heilsgeschichtliche Bedeutung. Es geht bei ihm um die Frage, wann denn das Ende der Welt eintreten werde, das er gemeinsam mit vielen anderen Christen erwartete. Viele Zeitgenossen sahen es in der nächsten Zukunft kommen, doch Malalas' Berechnungen führten zu einem anderen Ergebnis.

Die dichte Folge von Katastrophen – allein seine Heimatstadt wurde von mehreren Erdbeben und von persischen Truppen heimgesucht – deutet er, einer langen nichtchristlichen wie christlichen Tradition folgend, als Ausdruck des Zorns Gottes über die Sünden der Menschen. Von daher bestimmt sich die Rolle des Kaisers in der Geschichte: Einerseits ist er der Helfer, der nach Katastrophen seine Untertanen unterstützt, andererseits muss er versuchen, durch religiöse Maßnahmen, die Verfolgung von Gegnern einerseits, die Abhaltung von Prozessionen andererseits, die Menschen dazu zu bringen, sich an Gottes Gebote zu halten. Es sind mithin nicht Sünden des Kaisers, die Malalas als Grund für die Katastrophen

benennt, sondern die Sündhaftigkeit der Römer – die der Kaiser indes nicht in den Griff bekommt.

Diese Rolle des Kaisers scheint im provinziellen Blick unpersönlicher zu werden. Denn in der Provinz ist der Kaiser zwar durch seine Statuen, seine Gesetze und seine Beamten sehr gegenwärtig, aber nicht leibhaftig präsent, zumal Justinian die Hauptstadt kaum einmal verließ und nie in Syrien war. Der Kaiser ist ein ferner Herrscher, der aber bei Katastrophen eingreift oder doch eingreifen könnte, dessen Maßnahmen mit Respekt notiert werden, der aber weitgehend ohne individuelle Züge bleibt.

Justinian hatte natürlich auch offene Gegner, deren Gedanken – für die Antike keineswegs selbstverständlich – nicht verloren sind. Nur selten attackieren sie ihn so scharf wie der offenkundig tief enttäuschte Prokop in seinen *Anékdota*. Vorsichtiger äußerte sich *Johannes von Ephesos*, der Verfasser jener Mönchsvita, die eingangs zitiert wurde. Er schrieb syrisch, also in der Sprache, der Johannes Malalas seinen Beinamen verdankte. Das Syrische ist ein Dialekt des Aramäischen, der in Edessa (heute Urfa in der Türkei) gesprochen wurde. Mit der Christianisierung des Reiches wurde das Syrische immer stärker zu einer Literatursprache. Seit der Spätantike bis weit in das Mittelalter hinein diente es als eine der wichtigsten Kultursprachen im Vorderen Orient, vor allem unter den Christen. Theologische Werke, Geschichtsschreibung, Gedichte wurden auf Syrisch verfasst und zahlreiche Übersetzungen aus dem Griechischen angefertigt. Über das Syrische wurde auch antikes Gedankengut an die Araber vermittelt. Viele, insbesondere kirchenpolitische Gegner Justinians verwendeten das Syrische, unter ihnen eben auch Johannes von Ephesos, unser dritter Johannes.

Schon die Ubiquität des Namens Johannes legt von der christlichen Prägung der gesamten spätantiken Welt Zeugnis ab. Sie bestimmte Johannes' Leben weitaus stärker als das der anderen bisher aufgetretenen Zeugen. Obwohl er ein führender Exponent der religiösen Streitigkeiten des 6. Jahrhunderts war, ist er überwiegend aus seinen eigenen Schriften bekannt.<sup>40</sup> Etwa 507 wurde er bei Amida (am Tigris, heute Diyarbakır) geboren, weswegen er bisweilen als Johannes von Amida firmiert. Als Kleinkind gab man ihn in ein Kloster. Während der Jahre seit 518, da Justin seine Glaubensgegner verfolgte, mussten auch Johannes und seine Gefährten mehrfach ihren Aufenthaltsort wechseln, so dass er den vorderasiatisch-ägyptischen Raum recht gut kennenlernte und die Kaiser zunächst als Feinde erlebte. Seit 528/9 amtierte er als Diakon, 541 scheint er in Tralleis, das im Hinterland von Ephesos gelegen war, Priester geworden zu sein.<sup>41</sup> Dank persönlicher Konstellationen, über die noch zu reden sein wird, konnte er einen engen Kontakt zum Hof pflegen. Oft begab er sich auf Missionsreisen – durchaus auch im Auftrag des Kai-

sers. Wohl 558 wurde er zum Bischof von Ephesos geweiht, in Konkurrenz zu einem kaisertreuen Bischof. Davor und danach war er als ein führender Vertreter des Miaphysitismus in Konstantinopel an verschiedenen Religionsgesprächen beteiligt, die jedoch allenfalls zu kurzfristigen Erfolgen führten; mehrfach wurde er selbst verbannt. Auf das Jahr 588 scheinen die jüngsten Geschehnisse zu verweisen, die er in seiner Kirchengeschichte erwähnt. Sein Tod dürfte nicht lange danach erfolgt sein.

Trotz seiner Verstrickung in die kirchenpolitischen Kämpfe war Johannes ein produktiver Autor. Eindringlich geschrieben sind die oft auch auf persönlichen Begegnungen beruhenden *Lebensbeschreibungen der morgenländischen Seligen*, die er 566 bis 568 verfasste. Sie schildern das Wirken heiliger Männer und Frauen aus dem syrischen Bereich, seiner Glaubensgenossen, im Kampf um ihre Selbstbehauptung in einer feindseligen Umwelt. Sehr oft ist von Konflikten mit dem Kaiser die Rede, wobei auch deutlich wird, dass dessen Gattin Theodora in ihrem Bekenntnis Johannes und seinen Freunden zuneigte. Der Kaiser erscheint zwar als Verfolger, der zornbebend die wüsten Vorwürfe anhört, wie sie etwa ein Mare äußert. Aber Justinian selbst geht nie bis zum Äußersten. Er duldet die Mönche, so dass die Kritik an ihm weitaus weniger ätzend ist als jene Prokops.

Diese Zurückhaltung gegenüber dem Kaiser wird noch deutlicher in der (nur teilweise oder indirekt erhaltenen) Kirchengeschichte des Johannes, die zwar wohl in Konstantinopel geschrieben wurde, sich aber offenbar an die syrischsprachigen Gruppen weiter im Osten wandte. Sie gliedert sich in drei Teile. Die ersten beiden, die von der Zeit Caesars († 44 v. Chr.) – die traditionell weithin als Beginn der römischen Monarchie galt – bis 571 reichen, bilden eine Einheit, die um diese Zeit vollendet wurde. Die Fragmente der ersten beiden Teile sind vor allem greifbar über einen späteren Autor, Michael den Syrer, und über die sogenannte Chronik von Zuqnin, eine Chronik etwa aus der Zeit 774/5, die früher einem gewissen Dionysius von Tell-Mahre zugeschrieben wurde. Sie übernahm aus Johannes offenbar weite Strecken, ist aber ihrerseits nicht lückenlos überliefert. Ein drittes Buch der Kirchengeschichte, das deutlich besser erhalten ist, schrieb Johannes, als der zunächst kompromissbereite Nachfolger Justinians Justin II. (565 – 578) in der zweiten Hälfte seiner Herrschaft einen schärferen Kurs gegen seine christlichen Gegner steuerte.

Das ganze Werk bezeugt eine bemerkenswert weit gehende Loyalität gegenüber dem oströmischen Staat und seinen Herrschern. Auch die Person Justinians wird in der Kirchengeschichte nuanciert, unter vielen Aspekten sogar positiv gewürdigt. So verschweigt Johannes nicht, dass der Kaiser ihn auf eine Missionsreise entsandte<sup>42</sup>, würdigt sein Engagement für Christen außerhalb der Grenzen

des Reiches und betont den negativen Einfluss bestimmter Bischöfe. Justinian erscheint so bei einem Verfolgten als ein letztlich orthodoxer Herrscher.<sup>43</sup>

Auch andere Gegner des Kaisers entlasten Justinian. So verfasst Liberatus, der aus der Gegend von Karthago stammte, in den vierziger Jahren des 6. Jahrhunderts auf Latein einen kurzen Abriss über die theologischen Streitpunkte. Er tadelt die Religionspolitik des Kaisers, kritisiert ihn aber nicht direkt, sondern seine Umgebung.<sup>44</sup> Victor von Tunnuna, ein ebenfalls aus Africa stammender Chronist (allerdings ein in Fragen der Chronologie unbegabter), macht aus seiner Abneigung gegen den Glaubenszwang Justinians keinen Hehl, vor allem aber tadelt er den Einfluss Theodoras.<sup>45</sup> Es gab also eine den meisten Gegnern Justinians gemeinsame Tendenz, den Kaiser zu entlasten. Dies sollte man nicht als Ausdruck persönlicher Wertschätzung betrachten, sondern als einen Niederschlag des (nicht nur) spätantiken Loyalismus, der grundsätzlich mit einem Kaiser, dessen Legitimität anerkannt war, schonend umging. Ist, was Prokop in den *Anékdota* sagte, dann ehrlicher? Das entzieht sich dem Urteil, da der Loyalismus wohl doch weit mehr war als eine Fassade. Er dürfte Teil des Habitus der Zeitgenossen gewesen sein, sah man doch keine Alternative zum Kaisertum Justinians.

Die Autoren, mit denen wir uns befasst haben, wirkten innerhalb der Grenzen des Reiches. Sehr gerne wüsste man, was etwa die Vandalen oder die Perser über Justinian dachten. Für andere Epochen liegen Tatenberichte persischer Könige vor, die ein wertvolles Korrektiv der römischen Vorstellungen bieten; sie fehlen für die Zeit. Agathias (etwa 532–579/82), aus dem kleinasiatischen Myrina stammend<sup>46</sup> und Fortsetzer, aber auch Kritiker Prokops, der um 580 schrieb, fällt durch seine Kenntnisse über Persien auf, die er, seiner eigenen Behauptung zufolge, persischen Quellen verdankt. Aber sie verändern offenkundig nicht seine Sicht auf Justinian. Vielleicht greift die arabisch geschriebene Universalgeschichte al-Tabarīs (829–923) auf offiziöse sassanidische Quellen der justinianischen Zeit zurück, doch das steht dahin. Wir können nur ahnen, was die äußeren Gegner über Justinian dachten.

Lässt sich dann wenigstens etwas über das Beobachtbare sagen, über das Aussehen Justinians? Darüber spricht Malalas anlässlich des Regierungsantritts des Kaisers:

Seinem Aussehen nach war er [...] gedrungen, hatte eine gute Brust, eine markante Nase, hellen Teint, gelocktes Haar, ein rundes Gesicht, eine schöne Gestalt, zurückweichende Haare; sein Antlitz hatte blühende Farbe, er hatte graumeliertes Haar auf dem Kopf und im Bart.<sup>47</sup>

Diese Beschreibung steht zumindest nicht im Widerspruch zu den überlieferten Bildern, so der berühmten Darstellung in San Vitale zu Ravenna (Abb. 1). Doch das bedeutet wenig, denn die moderne Archäologie sieht in derartigen Werken nicht mehr realistische Porträts, sondern erkennt das Bestreben des Künstlers oder seines Auftraggebers, damit eine bestimmte Aussage über den Anspruch des Kaisers zu treffen. Es geht also um Selbstdarstellung, nicht um Ähnlichkeit.

Umgekehrt besteht kein Anlass, Malalas zu misstrauen, seine Beschreibung ist jedenfalls nicht topisch. Doch was ist damit gewonnen? Nicht viel, allenfalls eine gewisse Anschaulichkeit. Die Zeiten, da Forscher aus Gesichtszügen auf Persönlichkeiten schließen zu können glaubten, sind vorbei. Auch über sein Äußeres findet man keinen Schlüssel zur Persönlichkeit Justinians.<sup>48</sup>

Der Historiker muss bescheiden bleiben. Seine Aufgabe ist es, aus den Quellen, die er sich verfügbar machen kann, mit seinem methodischen Handwerkszeug möglichst viel über das zu gewinnen, wonach er fragt, darüber nachzudenken, welche Quelle auf welche Frage sinnvoll Auskunft geben kann. So wird man Prokop in militärischen Dingen größeres Vertrauen schenken, ihn aber kaum für Fragen der Kirchenpolitik heranziehen, wo Johannes von Ephesos viel zu bieten vermag, aber klar Parteiisches. Man wird noch weitere Quellen, Inschriften, Münzen, archäologisches Material, zahlreiche verstreute Notizen heranziehen, und doch wird vieles im Dunkeln bleiben, teils weil es empirisch nicht zu fassen ist, teils weil Geschichtsschreibung ihrem Wesen nach nicht die eine Wahrheit verkünden kann, sondern multiperspektivisch ist. Denn das, was geschah, stellt sich eigentlich schon für die Miterlebenden jeweils sehr unterschiedlich dar. Das bedeutet keine Beliebigkeit, denn es gibt natürlich gemeinsame Auslöser des unterschiedlichen Erlebens, doch man kommt nicht daran vorbei, dass die Geschehnisse erst über die Wahrnehmung des Beobachters vermittelt begrifflich werden.

Einige Fragen verbieten sich angesichts der Quellenlage von vornherein: Die Psychologie des Kaisers lässt sich nicht nachzeichnen. Wir wissen viel darüber, wie Justinian sich äußerte, wir wissen auch, wie Zeitgenossen über ihn dachten, aber was ihn persönlich umtrieb, bleibt uns fast völlig verborgen.<sup>49</sup> Ob er eher depressiv war oder eher optimistisch, introvertiert oder extrovertiert, solche Urteile stehen dem Historiker angesichts der Quellenlage nicht zu. Über seine Kindheit und Jugend ist fast nichts bekannt, auch seine alltäglichen Beschäftigungen und Vorlieben erschließen sich uns nicht. Justinian ist eine Gestalt, die wir nur in der kaiserlichen Rolle fassen können.

Damit entgeht dem Betrachter vieles, was wichtig ist. Was bedeutete es für Justinian, keinen Sohn zu haben? Nach den Maßstäben der Zeit war dies schlimm, für jeden verheirateten Mann und ganz besonders für einen Kaiser, dem ein natür-

licher Nachfolger fehlte, auch wenn den meisten Vorgängern Justinians ebenfalls ein Sohn versagt blieb. Nach den religiösen Vorstellungen, die die Zeit bestimmten, hatte dieser Mangel noch eine tiefer gehende Bedeutung, denn Kinderlosigkeit galt gemeinhin als eine Strafe Gottes.<sup>50</sup> Vieles spricht dafür, dass Justinian dies so sehen musste – er sagt jedoch nichts darüber. Wenn man dann beobachtet, wie oft der Kaiser als Büsser auftritt, so kann man dies spekulativ auf seine Kinderlosigkeit beziehen. Doch hatte sein Verhalten nicht vor allem damit zu tun, dass das Reich von schlimmen Katastrophen heimgesucht wurde, die, ebenfalls nach dem Verständnis der Zeit, dem Kaiser zugerechnet wurden? Zu entscheiden vermag man dies heute nicht, allerdings kann man durch die Feststellung zeitlicher Zusammenhänge Plausibilitäten gewinnen. Man kann beim Kaiser einen bestimmten Habitus vermuten, mit dem er Werte und Vorstellungen seiner Zeit internalisiert hatte, aber auch dann bleiben viele Möglichkeiten.

Was wir über den Kaiser erfahren, gehört in den Zusammenhang verschiedener Diskurse, wie sie sich aus den so unterschiedlichen Quellen erschließen lassen, und ist dadurch bestimmt. Steht in dem einen Diskurs der Kaiser als tätiger Mensch im Mittelpunkt, tritt er anderswo hinter seine Verwalter zurück und ist dann wieder vornehmlich eine religiöse Gestalt. Mit dieser Vielfalt an Diskursen muss man leben und vor ihrem Hintergrund argumentieren. Der Rückgriff auf die zeitgenössischen Diskurse erlaubt auch deswegen einen Rückschluss auf den Habitus, da sie bestimmten, was für den Kaiser überhaupt denkbar war. So sind, um nur etwas Offensichtliches zu nennen, wirtschaftliche Erwägungen im Sinne der modernen Ökonomie außerhalb seines Horizonts, wohl aber hatte er das Wohlergehen der Untertanen im Blick.

Wichtig für die Auseinandersetzung mit dem Kaiser ist ein Ansatz, den man etwas hochtrabend (und nicht im strengen Sinne Pierre Bourdieus) praxeologisch nennen kann: Es ist wichtig, das Tun des Kaisers für sich zu betrachten, die Praxis des Regierens, und zu erwägen, was sich daraus ableiten lässt. Welche Motive das Handeln Justinians lenkten, erschließt sich auch dann nicht leicht. Sehr oft nennt er Rechtfertigungen für sein Tun, die für seine Zeitgenossen plausibel waren (oder sein sollten), doch mag er sich noch ganz anderes gedacht haben. In vielen Fällen lässt sich der Kontext einer Handlung einigermaßen rekonstruieren, dann kann man plausiblere Überlegungen zu möglichen Motiven und Gründen anstellen, sofern man sich bewusst macht, dass man damit implizite Hypothesen zu seinen Handlungslogiken aufstellt: Folgte er dem Wunsch nach Machterhalt? Hielt er sich an das, was er als Gottes Willen begriff? Wollte er sich jemandem gefällig erweisen? Hatte er seine Handlungen überhaupt hinreichend durchdacht? Und natürlich gibt es für jede menschliche Handlung mehr als ein Motiv oder einen

Grund. Typischerweise ist ein Bündel von Motiven und Gründen ausschlaggebend, das von dem Akteur als Einheit erfahren werden kann, aber auch, das weiß man aus der eigenen Lebenserfahrung, als widersprüchlich.

Es ist aus moderner Sicht naheliegend, gerade in einem Herrscher, der sich so lange an der Macht hielt, nichts als den rationalen Akteur erkennen zu wollen und hinter allen Verlautbarungen religiöser oder sozialer Art von vornherein eine Taktik zu vermuten. Das aber setzt ein reduktionistisches Menschenbild voraus. Nicht selten handelte Justinian seinen rationalen Interessen zuwider, wenn er etwa darauf bestand, mit Theodora eine frühere Schauspielerin, die als Dirne galt, zur Gemahlin zu nehmen. Auch widerspricht der Aufwand von Ressourcen für Religiöses, sei es in Bauten, sei es der reine Einsatz von Zeit, vernünftigen Überlegungen, nicht nur nach modernen Maßstäben. Zur Wirklichkeit in der Wahrnehmung der Zeitgenossen und damit zu dem, was das Handeln leitete, gehört aber auch das Jenseits. Die Vernunftorientierung des modernen Betrachters gerät leicht ins Ahistorische. Vor allem muss man es bei einem Menschen des 6. Jahrhunderts ernst nehmen, dass er Gottes Strafe fürchtet (was wiederum, wer will, als ein egozentrisches Motiv entlarven kann). Erschließen lassen sich somit aus den gut bezeugten, wenn auch in ihren Motiven oft unklaren Taten Justinians bestimmte Vermutungen darüber, was sein Handeln lenkte. Ein Motivationsgrund war allem Anschein nach das Streben, vor Gott geläutert dazustehen, das sich aber ganz unterschiedlich manifestieren konnte, in erfolgreichen Kriegen wie in Bußprozessionen. Ein anderer scheint der Wille gewesen zu sein, dem Reich eine Ordnung im christlichen Sinne zu geben. Und wenn dann in dieser Arbeit Wörter wie Ordnungswille auftauchen, so ist das nicht als gesicherte Aussage über das zu verstehen, was Justinian in seinem Innersten bewegte, sondern bildet einen Rückschluss aus seinen Handlungen und seiner Selbstdarstellung.

Was ein historischer Akteur »eigentlich« dachte, meinte und fühlte, bleibt somit verschlossen. Dies ist angesichts der Quellenlage in der Alten Geschichte leicht zu verstehen – gilt aber letztlich auch für spätere Epochen, aus denen Tagebücher und persönliche Briefe und damit scheinbar viel authentischere Texte vorliegen. Was man erreichen kann, ist die Vielfalt der Rollen sichtbar werden zu lassen, die der Kaiser einnahm. Es lässt sich zeigen, was ihn erwartete und was von ihm erwartet wurde, es lässt sich sehen, wie andere ihn beschrieben und wie er sich selbst beschrieb, die Kommunikation zwischen ihm und seiner Umgebung lässt sich besser fassen als in anderen Epochen der Alten Welt. Aber weit kann man nicht darüber hinausgelangen.

Diese Überlegungen haben Konsequenzen für meine Darstellungsweise: Was ich hier vorlege, ist wie eine Biographie tituliert, kann aber keine sein – jedenfalls

wenn man von einer Biographie erhofft, eine Einsicht in das Wesen eines Akteurs zu gewinnen.<sup>51</sup> Eine gewisse Enttäuschung kann nicht ausbleiben: Kaum ein Herrscher der Antike ist so gut bekannt wie Justinian, doch er bleibt als Individuum, als Fall der Psychologie unzugänglich. Erzählen kann man von ihm über sein Wirken, so dass das altfränkische Wort Lebensbild oder die abgedroschene, aber gar nicht so inhaltsleere Formel von »Leben und Wirken« fast besser passt, um dieses Buch zu charakterisieren, als das der Biographie.

Mit diesen Überlegungen öffnet sich zugleich der Blick auf die Epoche, die den Habitus der Akteure prägte. Es ist eine Epoche, die den Umbruch von der Antike zum Mittelalter markiert. Ein letztes Mal scheint sich das Römische Reich zu erneuern. Viele Traditionen enden in der Zeit Justinians oder bald darauf, jedenfalls für lange Zeit. Das berühmteste Beispiel ist die Platonische Akademie zu Athen, die nach mehr als 900 Jahren erlosch und im Florenz der Renaissance wiederauferstehen sollte. Die Christianisierung der Gesellschaft erscheint, jedenfalls auf den ersten Blick, total, und gerade hier sind die Spuren des Wirkens Justinians am besten greifbar. Wie nur wenige unterstrich er seine Einsetzung durch den christlichen Gott und seine Rolle als Streiter für ein christliches Leben, in der Konkurrenz mit anderen christlichen Autoritäten wie Bischöfen und Mönchen. Und gerade indem er sein Verhalten so rechtfertigte, stand er unter dem Druck, sich auch weiter daran zu orientieren. Wieder muss offenbleiben, was seinem Glauben geschuldet ist und was den Erwartungen, die er selbst aufgebaut hatte.

Wenn im Untertitel, vielleicht für manche provozierend, von einem Experiment die Rede ist, so meint dies nicht einen naturwissenschaftlichen Versuch unter Idealbedingungen, ebenso wenig will ich behaupten, dass Justinian in all seinem Handeln einem vorgefassten Plan folgte, wie es der Begriff des Experiments suggeriert. Vielmehr soll der Blick damit gelenkt werden auf Phänomene der Herrschaft Justinians, die an politische Experimente späterer Epochen erinnern: Umfassend, alle Lebensbereiche berührend ordnete er die Gesellschaft neu, und das unter christlichen Vorzeichen. Immer weitere Bereiche des Alltags wurden christlich interpretiert, christliche Symbole tauchten allenthalben auf, der Kaiser definierte sich immer stärker und ausschließlicher über seine religiöse Rolle. In diesem begrenzten, aber nach antiken Maßstäben schon spektakulären Sinne war seine Herrschaft eine Probe darauf, was es bedeutete, das Christentum, wie er oder seine Zeitgenossen es verstanden, im Krieg und im Frieden, auf dem Land und in der Stadt, im Reich und jenseits der Grenzen bestimmend werden zu lassen. Anders als in den meisten Darstellungen<sup>52</sup> ist also nicht die Machtpolitik die Grundlage seiner Deutung, sondern Justinians Orientierung an religiösen Rechtfertigungen.

Wie weit er dabei eigenen Intentionen folgte, wie weit er vielleicht zu einem solchen Handeln gezwungen war, da das Christentum eben eine so große Rolle bei seinen Rechtfertigungen spielte und sein Wirken daran gemessen wurde, steht dahin. Sein Habitus als Kaiser, seine konsequente Gesetzgebung zur Förderung des Christentums und seine unauflöslich mit missionarischen Anliegen verbundene äußere Politik zeigen beispielhaft, wie eine christliche Gestaltung der Gesellschaft vorstellbar war, aber auch, welche Antinomien sich Geltung verschaffen.

Der Erfolg des Christentums in der Alten Welt wird gerne als Verlust beschrieben, als Verlust der Vielfalt der klassischen Welt. Das aber ist eine einseitige Sicht. Denn es ist eine Epoche, die viel Neues begründet, was über Jahrhunderte, teils bis heute ausstrahlt. Zu nennen ist die Sammlung römischen Rechts im später so benannten *Corpus iuris*, das im Osten wie im Westen über Jahrhunderte in Gebrauch blieb und auch die arabische Welt beeindruckte; zu nennen ist auch der Kirchenbau der Hagia Sophia mit der grandiosen Kuppel, der in den Westen ausstrahlte, aber auch in die islamische Welt – gerade die osmanische Moschee ist davon unverkennbar beeinflusst. Es ist, und dies ist vielleicht für die moderne historische Erinnerung im Westen von besonderer Bedeutung, eine Zeit der westlichen Geschichte, die orientalisches anmutet: eine Welt, in der die meisten Frauen einen Schleier trugen, in der man zahlreiche Kuppelbauten erblickte, in der die großen Plätze der antiken Orte immer enger zugebaut wurden, in der die Heiligung des Krieges voranschritt und die Erfassung aller Lebensbereiche durch die Religion als politische Aufgabe begriffen wurde. Es ist eine gemeinsame Geschichte der Kulturen, die aus der antiken Mittelmeerwelt hervorgingen.

Dafür steht Justinian wie kein anderer, und mit Blick auf den Kaiser soll von ihm erzählt werden, nicht gleichmäßig im Handbuchstil, sondern durch nähere Schilderung bestimmter Episoden, bestimmter Geschehnisse, die bezeichnend erscheinen. Er hat mit seinen Kriegen, seinen Gesetzen, seinem Verhalten Wesentliches zur Veränderung des Mittelmeerraums beigetragen. Dieser hat sich durch und mit Justinian verändert und wurde dem ähnlicher, was man im lateinischen wie im griechischen Mittelalter, aber auch im Islam wiedererkennt. Wahrscheinlich gab es nur wenige Herrscher, die so breite Handlungsspielräume hatten oder nutzten wie er. Sein Leben lässt Entwicklungen erkennbar werden, die ihn trugen, die er aufgriff und die er mitgestaltet hat – Entwicklungen von epochaler Bedeutung für die Geschichte der Mittelmeerwelt, deren Zukunft für Jahrhunderte ganz im Zeichen des Monotheismus stand.<sup>53</sup>

## II. DER NEFFE (518 – 527)

### 1. *Fremd in Konstantinopel*

Die Geschichte Justinians beginnt auf dem Balkan. Petrus Sabbatius, wie er ursprünglich hieß, stammte von dort, aus einem Ort namens Tauresium zwischen Naissus, dem heutigen Niš, und Scupi, heute Skopje. Die Landschaft war Teil der Provinz *Dacia mediterranea*, die wiederum zur Präfektur *Illyricum* gehörte, und lag zwischen dem östlichen und dem westlichen Reichsteil und damit an der Peripherie des Oströmischen Reiches. Man sprach überwiegend Latein und orientierte sich kirchlich an Rom, das 481/2, als Justinian geboren wurde<sup>1</sup>, unter ostgotischer Herrschaft stand. Aber das Neue Rom, Konstantinopel, übte eine wachsende Anziehung auf diesen Raum aus: Von dort aus wurde die Gegend regiert und gesichert – so gut es eben ging, denn mit Raubzügen fremder Völker, die teils über die Donau kamen, teils sich diesseits des Stromes festgesetzt hatten, war stets zu rechnen. Wer hier aufwuchs, bekam die Gefährdung der Grenzen des Reiches am eigenen Leib zu spüren, hörte aber gewiss auch viel über den Glanz Konstantinopels.

Wohlhabend war die Landschaft nicht. Man lebte vor allem von Viehzucht, schon früh gewöhnten sich die Kinder bäuerlicher Familien an körperliche Arbeit, und Offiziere wussten die Leistungsfähigkeit der jungen Männer aus dieser Gegend zu schätzen. Illyriker machten seit jeher im römischen Militär Karriere – viele Alternativen hatte das Reich offenbar nicht, denn die meisten seiner Bewohner mieden den Dienst in der Armee.

Einige Soldaten aus diesen Provinzen hatten im 3./4. Jahrhundert sogar den Thron bestiegen und waren bedeutende Kaiser geworden, wie Diokletian (284 – 305), Konstantin der Große (306 – 337) oder Valentinian I. (364 – 375). Doch das war lange her. Niemand konnte damit rechnen, dass jener Bursche namens Petrus Sabbatius einmal den Gipfel der Macht erreichen würde. Tief beeindruckt müssen die Bewohner gewesen sein, als er, inzwischen als Justinian bekannt und Herr des Reiches, sich seiner Heimat besann, seinen Geburtsort in eine kleine Festung verwandelte und in der Nähe mit großem Aufwand die neue Stadt Iustiniana Prima gründete, die er auch zum Erzbischofssitz erhob; er plante, sie zum höchsten Verwaltungssitz von *Illyricum* zu machen.<sup>2</sup> Anderswo hatte er Städte wie Justinianopolis errichtet, hier wählte er einen lateinischen Namen, der auffälligerweise durch *prima* («erste») ergänzt wurde. Erfolg sollte der Neugründung nicht beschieden sein. Zu Beginn des 7. Jahrhunderts ging die Stadt wohl beim Ansturm der Awaren unter.<sup>3</sup>

Über die Eltern Justinians weiß man fast nichts. Es fällt im spätantiken Kontext

auf, dass Justinian ursprünglich einen Namen trug, der an den heidnischen, in der Gegend viel verehrten und bisweilen mit dem griechischen Weingott Dionysos gleichgesetzten Gott Sabazios erinnerte. Das muss man aber nicht als ein Bekenntnis zum Heidentum verstehen, denn offenbar hieß sein Vater schon ähnlich; es wäre also eine Familientradition gewesen<sup>4</sup> – dennoch könnte das der Grund gewesen sein, warum der Aufsteiger den Namen später ablehnte. Justinian hatte mehrere Geschwister – unter ihnen seine Schwester Vigilantia –, denen ihrerseits wieder Kinder geschenkt wurden. Viele zogen dem erfolgreichen Verwandten hinterher und erhielten die erstrebte Protektion.

Zeitgenossen konnten Justinian wegen seiner Herkunft als Thraker bezeichnen<sup>5</sup>, somit als Angehörigen eines seit langem auf dem Balkan ansässigen Volkes mit indogermanischer Sprache, das Griechen und Römern lange als barbarisch gegolten und manchen Krieg gegen die Römer geführt hatte. Auch wenn Thrakien seit der Herrschaft des Claudius (41–54) unbestritten Teil des Reiches war und schon viele Soldaten gestellt hatte, zeigt jene Bezeichnung, dass Justinian nicht aus der Mitte des Reiches und der Gesellschaft kam. Das hörte man auch: »Beim Sprechen der griechischen Sprache machte er Fehler, schreiben konnte er sie mit Leichtigkeit«, beobachtet Malalas.<sup>6</sup>

Manch ein Senator in Konstantinopel wird die Nase gerümpft haben, wenn Justinian sich im Griechischen verhaspelte. Kaum einer aus den alten Familien wird in ihm einen würdigen Herrscher gesehen haben. Prokop bringt diese Haltung zum Ausdruck: »Er besaß selber nichts, was der kaiserlichen Würde entsprach, und suchte sie auch nicht aufrechtzuerhalten; in seiner Sprache, seinem Äußeren, seiner Denkweise erschien er wie ein Barbar.«<sup>7</sup> Böse Zungen behaupteten, Justinians eigentlicher Vater sei ein Dämon gewesen, mit dem die Mutter Ehebruch getrieben habe.<sup>8</sup> Trotz allem wurde er römischer Kaiser und behielt dieses Amt über viele Jahre. Das verdankte er seiner unermüdlichen Tätigkeit und einer Reihe glücklicher Umstände.

Dass Justinian nach Konstantinopel kam, hat mit dem Bruder seiner Mutter, Justin, zu tun, der aus dem in der Nähe von Tauresium gelegenen Bederiana stammte, wo er um 450 geboren wurde und angeblich als Hirte sein Leben fristete. Zur Zeit Kaiser Leos (457–474) hatte er seiner bedrängten Umwelt den Rücken gekehrt und war mit zwei Kameraden namens Zimarchos und Ditybistos zu Fuß nach Konstantinopel gezogen, mit einem Ziegenfell auf dem Rücken, das nichts als Zwieback enthielt, den sie zu Hause eingepackt hatten; so stellt Prokop sich das jedenfalls vor. Sie kamen vom Land in eine quirlige, multireligiöse, multiethnische, prachtvolle, große, von allen Barbarenstürmen verschonte Stadt, deren Einwohnerzahl man auf mehrere 100 000 schätzt.<sup>9</sup>

Welchen Weg die Freunde wählten, steht dahin. Zogen sie über Adrianopel, hörten sie vielleicht von der vernichtenden Niederlage, die Kaiser Valens hier 378 gegen die Westgoten erlitten hatte. Zwar lag sie weit zurück, doch war den Römern seither eine stabile Kontrolle des Balkans nicht mehr gelungen. Vielleicht kamen sie am Hebdomon vorbei, nur noch sieben Meilen vom Zentrum Konstantinopels entfernt. Mit Ehrfurcht werden sie diese Stätte betrachtet haben. Eine Kirche hier barg das Haupt Johannes des Täufers, vor allem aber stand dort die Tribüne, auf der seit Valens wiederholt Kaiser ausgerufen worden waren, jene unerreichbaren Gestalten.

Schon von weitem müssen sie die mächtigen Landmauern der Stadt erblickt haben, die unter Theodosius II. (408–450) erbaut worden waren (Abb. 2). Die Hauptmauern ragten 12 Meter in die Höhe und waren 4,80 Meter stark, hinzu kam eine Vormauer, davor ein Graben, und zwischen den drei Elementen zogen sich Zwinger hin. Zur Verstärkung der Mauern dienten 96 Türme, etwa 20 Meter hoch, gerüstet durch eine raffinierte Bautechnik und von eindrucksvollem Aussehen. Bis 1204, als Kreuzfahrer aus Italien es einnahmen, sollte dieses Bollwerk allen Angriffen trotzen.<sup>10</sup> Der Anblick dieser Bauanlage kann seinen Eindruck auf die Ankömmlinge nicht verfehlt haben.

Prächtige Tore, teils aus Marmor, oft mit Gold und Statuen, auch mit Inschriften verziert, gewährten Zugang zur Stadt. Wer sie durchschritt, erlebte lange Straßen, bisweilen von Kolonnaden gesäumt, zahlreiche Kreuzungspunkte und Plätze, die reich ausgestaltet waren, Aquädukte sicherten die Wasserversorgung der Stadt. Die Gräber mehrerer Kaiser befanden sich in einem Mausoleum bei der Apostelkirche, das allerdings möglicherweise teilweise verfallen war. An Sichtpunkten der hügeligen Stadt sah man hochragende Säulen, die Kaiser wie Konstantin der Große, Theodosius der Große, Arcadius und Marcian hatten errichten lassen. Sie inszenierten nicht zuletzt deren Sieghaftigkeit – vielleicht befremdlich für die jungen Männer, die auf dem Balkan die Realitäten römischer Kriegserfolge kennengelernt hatten. Mehrere Kilometer musste man laufen, bis man das Ende der *Mése* erreichte, der mitten durch die Stadt führenden Hauptstraße; an verschiedenen Stellen mochte man das Meer erkennen, das die Getreideversorgung der Stadt ermöglichte. Vom Ende der *Mése* war der Zugang zum Palast nicht weit entfernt, der eher ein Palastbezirk war. Denn es handelte sich nicht um ein geschlossenes, einheitlich konzipiertes Bauwerk in der Art eines Versailles, sondern um einen Komplex, der sich über mehrere Terrassen hinabzog. Eine Reihe von Gebäuden diente der imperialen Repräsentation, andere beherbergten persönliche Gemächer, es gab mehrere Kirchen und Kapellen. Im Palast lebten die Kaiser mit ihren Angehörigen und ihren Bediensteten; dort arbeiteten offenbar



Karte 1: Plan Konstantinopels zur Zeit Justinians

viele Beamte, vielleicht auch Handwerker. Ein prachtvolles, mit Mosaiken geschmücktes, wohlbewachtes Tor, die Chalke, trennte den Komplex vom Treiben der übrigen Stadt. Heute ist vom Palast fast nichts mehr übrig.<sup>11</sup>

An den Palastbezirk schloss sich die Hagia Sophia an, die wichtigste Kirche der Stadt und des Reiches, eine Basilika, die man erst hundert Jahre zuvor erneuert hatte, nachdem sie während eines Aufstands niedergebrannt war. Davor erstreckte sich der Hippodrom, wo mehrmals im Jahr die Wagenlenker um den Siegeskranz rasten, den der Kaiser verlieh, wenn er im Angesicht des Volkes den Spielen beiwohnte. Die Pracht der Anlage und ihre politische Bedeutung sollte Justin noch gründlich kennenlernen.

Allenthalben gewährte der Besucher Konstantinopels wertvolle Steine, bunten Marmor, leuchtendes Gold und strahlendes Silber, dazu die vielen Menschen. Zwischen die Prunkgewänder der Vornehmen mischten sich die dunklen Kutten der Mönche, man sah Gesichter und Hautfarben aus der ganzen Welt. Auf ihrer Wanderung in die Residenz werden die drei Freunde aus Bederiana schon manch Staunenswertes gesehen haben. Konstantinopel übertraf alles an Glanz und an Vielfalt – auch an Erschreckendem: Nicht nur die Pracht des römischen Kaisertums wurde hier inszeniert, sondern auch seine Strafgewalt, wenn Verurteilte in Schandparaden auf Eseln oder Kamelen durch die Stadt getrieben wurden, teils mit verstümmelten Gliedern.

Doch die Männer waren nicht aus Schaulust nach Konstantinopel gereist, sondern wollten ihr Brot verdienen und Soldaten werden. Es zog die drei allerdings nicht zu den regulären Truppen, die, stets von Feinden bedroht, bei Hitze und Kälte, oft kläglich versorgt, an den Grenzen standen, sondern zu einer Formation der Palastwache, den *excubitores*.

Die ursprüngliche Leibgarde, die *scholae*, bestand aus mehreren Tausend Mann, nahm aber im Wesentlichen nur noch zeremonielle Funktionen wahr. Manch einer sprach mit Verachtung von ihrer militärischen Tauglichkeit und behauptete, durchaus nicht unplausibel, man komme dort nur dank Geldzahlungen oder Beziehungen hinein. Noch besser bezahlt und wohl auch noch ruhiger war der Dienst bei den *protectores*.<sup>12</sup>

Die Einheit der 300 *excubitores*, von Kaiser Leo (457–474) begründet und in der Verteidigung des Palasts bewährt, bildete die eigentliche Leibwache; sie nahm tatsächlich an Kampfeinsätzen teil. Aufgrund ihrer körperlichen Erscheinung – Kerle wie Eichen sollen sie gewesen sein – wurden die drei jungen Männer aus dem Balkan, die die Summen für die Aufnahme in die anderen Gardien gewiss nicht aufbringen konnten, in diese Truppe aufgenommen.<sup>13</sup> Schon die Zugehörigkeit zu diesem Korps bedeutete einen Aufstieg. Die Bauernburschen bewegten sich jetzt in der Umgebung des Kaisers, den sie im Palast und bei Auftritten in der Öffentlichkeit geleiteten. Nur wenige der gewöhnlichen Römer kamen jemals in die Nähe des Kaisers oder überschritten die Schwelle des Palasts. Und betrat jemand, aus der lärmenden Stadt kommend, den Komplex, um sich dem Kaiser zu nähern, dann umfing ihn eine Atmosphäre der Stille. Wächter standen Spalier, Vorhänge wurden geöffnet und wieder zugezogen, schließlich musste der Besucher vor dem Herrscher auf die Knie fallen. Das ganze Zeremoniell war darauf angelegt, Respekt vor dem Kaiser zu erzeugen.

Für Justin wurde diese erhabene Stätte ein Ort des Alltags. Man weiß nicht viel darüber, was er – von seinen Freunden hört man nichts mehr – in jener Zeit trieb;

die meisten Berichte sind davon geprägt, dass sie ganz in der Manier spätantiker Geschichtsschreibung nach Vorzeichen für die künftige Herrschaft suchen. Auch wenn die Einzelheiten vielleicht nicht verlässlich sind, so ist doch zu bedenken, dass sie zumindest in der Rahmenhandlung nicht völlig frei erfunden sein können, da sie sonst keinen Glauben gefunden hätten. So geben die Anekdoten über Justin immerhin einen Eindruck von den Chancen und Risiken des Lebens eines *excubitor*.

Einer der Leibwächter konnte dazu ausersehen werden, dem Kaiser morgens Bericht zu erstatten. Das war eine Gelegenheit, mit dem Herrscher in Kontakt zu treten. Auch sonst boten sich den *excubitores* solche Gelegenheiten nicht selten, dabei konnte man auch durch Peinlichkeiten auffallen: »Als der Kaiser eines Tages in der Öffentlichkeit erschien, wollte Justin eilends an seiner Seite vorbeigehen, um das Gefolge zu ordnen; dabei trat er auf den Mantel des Kaisers. Der Kaiser aber sagte zu ihm nur: ›Warum bist du in Eile?«<sup>14</sup> Später deutete man das Missgeschick als ein Vorzeichen für die Herrschaft Justins; hätte das der damalige Kaiser und Vorgänger Justins Anastasius (491–518) bereits so gesehen, hätte der Leibwächter wohl kaum überlebt.

Die Welt des Hofes, in die Justin sich hineinfinden musste, war nicht nur die Welt einer monumentalen Stille, sondern auch einer eifrigen Geschäftigkeit zahlreicher hoher und niederer Beamter. Es war die Welt eines Johannes Lydos, der hier einen zügigen Aufstieg erlebte, wo man eifersüchtig auf Kompetenzen und Rangabstufungen achtete (Abb. 3), in dem das Gefühl lebte, für eine große Vergangenheit einzustehen, vielleicht auch mit dem Eindruck, dass vieles, was wertvoll schien, bedroht sei.<sup>15</sup>

Der mächtigste Beamte unterhalb des Kaisers war der *praefectus praetorio*. Dieses Amt existierte unter demselben Namen, aber mit anderen Kompetenzen, bereits in der Kaiserzeit; im Deutschen ist für das spätantike Amt die Übersetzung »Prätoriumspräfekt«, für das kaiserzeitliche »Prätorianerpräfekt« üblich. Die Prätorianerpräfekten waren die Kommandeure der Prätorianer, der kaiserlichen Leibgarde und städtischen Garnison, gewesen. Doch Konstantin der Große (306–337) hatte diese Einheiten entlassen und dem Amt einen überwiegend zivilen Charakter verliehen. Der Prätoriumspräfekt wirkte bei Zivilprozessen als höchste Appellationsinstanz unterhalb des Kaisers. Er war für die Steuereintreibung vor allem der Bodensteuer zuständig und damit auch für die Versorgung der Armee sowie für die Besoldung der Beamten. Galt es grundlegende Reformen voranzutreiben, so hatte seine Stimme entscheidendes Gewicht. Zahlreiche Funktionen wuchsen ihm so zu. Viele Prätoriumspräfekten kamen aus den höchsten Kreisen, andere verdankten ihre Stellung allein der kaiserlichen Gunst. Bekleidete man das

Amt, war man ein *illustris* und Senator; oft erhielt man den hohen Rangtitel eines *patricius*.

Allerdings verteilte sich die Funktion auf zwei oder mehr Inhaber, denn das Reich war in mehrere Präfekturen eingeteilt. Zur Zeit des Anastasius gab es zwei, die Präfektur *Oriens*, die vor allem Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien und Thrakien umfasste, sowie *Illyricum* mit den anderen Teilen des Balkans. Natürlich war der Präfekt des *Oriens* der mächtigere, zumal er seinen Amtssitz in der Hauptstadt und damit Zugang zum Kaiser hatte. Wenn ohne nähere Erläuterungen vom Prätoriumspräfekten die Rede ist, ist er gemeint.

Die Hofverwaltung leitete der *magister officiorum*, der gewöhnlich ohne Kollege war. Ihm unterstanden auch die Palastgarde der *scholae* (aber nicht die *excubitores*) und die Waffenschmieden. Bisweilen wurde der *magister officiorum* auch als Heerführer eingesetzt. Vor allem aber kontrollierte er, wer beim Kaiser vorsprechen durfte, sowohl bei Gesandtschaften aus dem Inneren des Reiches als auch bei solchen von außen. Damit koordinierte er faktisch den diplomatischen Verkehr des Reiches. Dazu übertrug man ihm oft die Verantwortung für kirchliche Angelegenheiten, etwa die Leitung eines Konzils oder Verhandlungen mit Bischöfen, auch dies war ja aus der Sicht des Hofes eine Art von Außenbeziehung, da es sich bei der Kirche um eine selbständige Organisation handelte.

Relativ klar umrissen war das Ressort des *quaestor sacri palatii*, der nicht mit dem republikanischen, im Finanzwesen tätigen Quästor zu verwechseln ist. Dem *quaestor sacri palatii* oblag die Formulierung der kaiserlichen Verlautbarungen, so dass nur Hochgebildete und Rechtskenner für dieses Amt in Frage kamen. Wie weit deren Einflussmöglichkeiten über die stilistische Gestaltung hinausgingen – manche meinen in den Formulierungen der Gesetze individuelle Stile erkennen zu können –, steht dahin und muss im Einzelfall abgewogen werden.

Für finanzielle Angelegenheiten waren der *comes sacrarum largitionum* und der *comes rerum privatarum* zuständig. Der Erste verwaltete die Gold- und wohl auch die Silberminen, ferner verschiedene Steuern, die in Gold und Silber gezahlt wurden, wobei er unter Anastasius einen empfindlichen Bedeutungsverlust erlitt, da die wichtigste Steuer dieser Art, das Chrysargyron, abgeschafft wurde. Auch der *comes sacrarum largitionum* trug zur Versorgung der Armee bei, indem er Kleidung zur Verfügung stellte, somit die öffentlichen Webereien und Färbereien kontrollierte, und indem er den Sold bzw. kaiserliche Sonderschenkungen (*Donative*), die bar bezahlt wurden, bereitstellte. Der *comes rerum privatarum* war für die Einkünfte aus den kaiserlichen Domänen verantwortlich, die über das ganze Reich verteilt waren, und achtete darauf, diese (etwa anlässlich von Hochverratsfällen) zu erweitern.

Kommandeure der Armee waren die Heermeister, die *magistri militum*, die gewöhnlich über das militärische Avancement aufgestiegen waren. Sie hatten (zumeist) auch die Gerichtsbarkeit über die Soldaten inne. Manche waren in der Lage, sich eigene, ihnen persönlich ergebene Truppen aufzubauen, die als *buccellarii* bezeichnet wurden. Wie bei den Prätoriumspräfecturen war ihre Zuständigkeit regional organisiert, wobei im Osten *Oriens*, *Illyricum* und Thrakien die wichtigsten Bezirke bildeten.

Eine besondere Rolle spielten die *magistri militum praesentales*, also die Heermeister, die bei Hofe anwesend waren. Durch ihre Kaisernähe konnten sie einen wesentlichen Einfluss erlangen, was im Westen während des 5. Jahrhunderts immer wieder geschah, so dass in der Forschung bisweilen (unglücklich) von Reichsmarschällen, Generalissimos und Ähnlichem die Rede ist. Im Osten drohte ebenfalls die Gefahr, dass ein übermächtiger General den Kaiser an den Rand drängte, konnte aber, da der zivile Komplex besser funktionierte, eingedämmt werden, so dass unter Anastasius die Heermeister zwar wichtig, aber nicht übermächtig waren.

Zu systematisch darf man sich diese Ämtergliederung nicht vorstellen: Sachliche Erfordernisse spielten bei ihrem Zuschnitt gewiss eine Rolle, aber auch persönliche Rivalitäten und das Streben der Kaiser danach, keinen Amtsinhaber zu mächtig werden zu lassen. Das wird deutlich bei der Verteilung der auf den militärischen Sektor bezogenen Kompetenzen. Die Heermeister mussten es dulden, dass der *magister officiorum* die Waffenschmieden kontrollierte und der Prätoriumspräfect die Schlüsselfrage der Heeresversorgung. Fallweise konnten bestimmte Funktionen indes auch an Inhaber anderer hoher Ämter übertragen werden, wie militärische Kommandos an den *magister officiorum* unter Anastasius; andererseits mochte ein *quaestor sacri palatii* auch einmal eine Gesandtschaft übernehmen. Die finanziellen Belange waren offenbar bewusst auf mehrere Ämter verteilt, so dass man nicht von einem Finanzminister sprechen kann. Auch die Kompetenzen in der Militärgerichtsbarkeit und die Befehlsgewalt über die Grenztruppen waren immer wieder strittig. Das war nicht unbedingt effizient im Sinne einer reibungslosen Verwaltung, aber effektiv im Sinne des kaiserlichen Machterhalts.

Bezeichnend für das spätantike Römische Reich ist, dass die alten, seit der republikanischen Zeit bestehenden Ämter keineswegs abgeschafft wurden. In Konstantinopel brachte vor allem noch der Consulat Prestige. Nach wie vor wurden nach diesem Amt die Jahre gezählt, so dass sich mit ihm dauernder Ruhm verband. Seine Funktionen waren allerdings im Wesentlichen zeremonieller Natur, vor allem trat der Consul bei Amtsantritt durch eine öffentliche Prozession

oder als Spielgeber hervor (Abb. 5). Feldzüge führte der Consul nicht mehr, und auch der Senat debattierte nicht mehr unter seiner Leitung.

In Konstantinopel gab es (wie auch weiterhin im alten Rom) einen Senat als ein hochangesehenes Gremium. Man legte Wert darauf, dass der Senat bei bestimmten Angelegenheiten präsent war und akklamierte, bei Thronwechseln konnte er sogar seinen Vorstellungen bis zu einem gewissen Grad Geltung verschaffen, aber er bildete kein Gremium mehr, das regelmäßig Entscheidungen traf. Dennoch war er wichtig, da er gerade im Neuen Rom die ungebrochene Tradition Roms und den Konsens der Elite verkörperte.

Weitaus mächtiger war ein anderes Gremium: Der Kaiser berief seine wichtigsten Funktionäre und andere angesehene Männer in das *consistorium*, wo die zentralen Angelegenheiten beraten wurden, bisweilen wohl auch in kontroversen Diskussionen. Mächtig war, wer Zugang zum Kaiser hatte und ihn zu überzeugen wusste, sei es durch Argumente, durch Loyalität, durch Charisma oder durch Druck, wenn man eigene Machtressourcen hatte. Eine besondere Nähe besaß der *praepositus sacri cubiculi*, der Vorsteher des kaiserlichen Schlafgemachs (Oberkämmerer) mit seinen vielen *cubicularii*, die dem Kaiser aufwarteten und so einen täglichen Kontakt mit ihm pflegten, der auch über Einnahmen aus kaiserlichen Domänen verfügte.<sup>16</sup> Eunuchen hatten diese Ämter inne, so dass ihnen die Stellung eines Kaisers verwehrt war – zu groß wäre sonst wohl die Gefahr erschienen, dass sie ihre Position dazu genutzt hätten, um sich durch Attentate zu Herrschern aufzuwerfen, und auch so zogen sie oft genug den Argwohn anderer hoher Herren auf sich.

Die Kaiserin, die in besonderer Weise das Ohr des Kaisers hatte, spielte stets eine Sonderrolle, die ihr einerseits Misstrauen im Volk und mehr noch bei den Eliten eintrug, andererseits auch bei manchem Hoffnung weckte, denn man erwartete von ihr, dass sie dem Kaiser zur Milde riet – doch wie diese Rolle ausgefüllt wurde, hing letztlich von ihrer eigenen Persönlichkeit und der des Kaisers ab.

Als *excubitor* bewegte sich Justin oft in der Nähe des Kaisers. Sobald der junge Mann aus dem Balkan begriffen hatte, welche Vorteile eine solche Position bot (und dazu gehörte nicht viel), werden ihn die wohlklingenden Titel und die prachtvollen Amtsgewänder der hohen Beamten weitaus weniger beeindruckt haben als bei seiner Ankunft.

Schon damit hatte er sich weit von der Welt seiner Herkunft gelöst: Die gewöhnliche Bevölkerung, auch die Konstantinopels, bekam den Kaiser selten zu Gesicht. Doch bisweilen trat er vor den Palast, um seinem Volk zu begegnen. Selten, um zu Feldzügen auszuziehen und im Triumph zurückzukehren, deutlich häufiger bei christlichen Prozessionen, die zu hohen Feiertagen stattfinden konn-

ten, aber auch, wenn eine Katastrophe das Reich heimgesucht hatte. Das wichtigste Scharnier zwischen Palast und Öffentlichkeit aber bildete der Hippodrom, wo der Kaiser eine eigene, direkt aus dem Palast zugängliche Loge, das Kathisma, besaß (Karte 2, S. 143). Mehrere Städte hatten prachtvolle Hippodrome, unübertrefflich war der von Konstantinopel. Prächtige Statuen, die aus verschiedenen Teilen des Reiches zusammengetragen worden waren, standen auf der Spina, die die Bahn teilte.

Im Hippodrom wurden die Wagenrennen abgehalten, aber es geschah noch weitaus mehr, da das Publikum, das heißt die Masse der städtischen Bevölkerung, hier den Herrscher erblicken und mit ihm als Gruppe kommunizieren konnte. Er war diejenige Stätte, an der öffentlich Forderungen vorgetragen und Wünsche geäußert werden durften. Die Bedeutung dieses sozialen Ortes wird in den Quellen allenthalben sichtbar und steht auch in Zusammenhang mit der Form, in der Wagenrennen organisiert wurden.

Das oblag nämlich den sogenannten Zirkusparteien oder besser: Zirkusfaktionen.<sup>17</sup> Der politikwissenschaftliche Parteibegriff, auf die Antike ohnehin nicht übertragbar, ist in diesem Zusammenhang besonders unpassend. Die Zirkusfaktionen waren im engeren Sinn auch keine Zuschauerorganisationen, es handelte sich vielmehr um Rennställe. Sie sorgten für den Betrieb in den Ställen, den Unterhalt der Pferde, engagierten das Personal und allem voran die Fahrer, die wie heutige Rennfahrer im Laufe ihrer Karriere verschiedenen Ställen angehören konnten. Während der Kaiserzeit waren die Faktionen privat organisiert, in der Spätantike standen sie in Konstantinopel aber unter staatlicher Kontrolle.

Die Zuschauerschaft teilte sich in die Anhänger verschiedener Faktionen, die nach Farben benannt waren. Die höchste Popularität genossen dabei die »Blauen« und die »Grünen«. Die Zuschauer schlossen sich zusammen, studierten Sprechchöre ein und jubelten ihren Fahrern in der aufgeheizten Stimmung des Hippodroms zu. Früher wurde die Meinung vertreten, die Gruppierungen hätten bestimmten politischen oder religiösen Richtungen angehangen. Diese Auffassung ist heute aufgegeben worden, das Hauptgeschäft der Zirkusfaktionen bestand offenbar tatsächlich darin, die Spiele zu organisieren und zu begleiten.<sup>18</sup> Doch die schlichte Tatsache, dass ein wesentlicher Teil der Bevölkerung über die Zirkusfaktionen gegliedert war, legte es nahe, ihnen noch andere Aufgaben zuzuordnen. Bei öffentlichen Begrüßungen, Umzügen, Feiern traten sie, unter diesem Aspekt nach dem griechischen Wort für Volk (*démos*) gerne als Demen bezeichnet, immer wieder auf. Schon durch ihre schiere Präsenz und ihr Mobilisierungspotential, durch die Möglichkeit, in den Jubel anlässlich von Feiern einzustimmen oder nicht, kam ihnen Macht zu.

Es wäre falsch, die Welt des Hippodroms als Relikt der heidnischen Vergangenheit und so als Gegenkraft gegen die christlichen Entwicklungen zu fassen. Auch im Hippodrom bekannte man sich zum wahren Glauben, auch im Hippodrom wurden theologische Probleme verhandelt – alles eben, was in dieser Gesellschaft als wichtig galt. Jedoch waren die religiösen Spezialisten, die Kleriker, hier nicht anwesend – sofern sie sich an die einschlägigen Konzilsbeschlüsse hielten.

Die Mitglieder der Zirkusfaktionen waren mithin keine unpolitischen Hooligans (falls es so etwas je gab). Im Hippodrom war das Volk in bedrohlicher Menge, zu Zehntausenden, versammelt. Es trug in rhythmischen, vielleicht auch vorbereiteten Sprechchören seine Anliegen vor, der Kaiser antwortete über Herolde. Oft fand man zu einem Konsens, bisweilen aber eskalierte die Stimmung. Doch selbst wenn man sich wüst beschimpfte, stand die Loyalität zum Kaiser gewöhnlich außer Frage. Man konnte den Sturz eines Günstlings fordern, nicht aber den des Kaisers selbst, allenfalls in einem Extremfall. Die Zuschauer agierten dabei nicht immer einheitlich, vielmehr verfochten die verschiedenen Faktionen bisweilen unterschiedliche Interessen und versuchten sich gegenseitig zu schwächen. Der Kaiser reagierte differenziert auf die Angriffe, nicht immer gab er nach, oft genügte offenbar die bloße Ventilfunktion des Hippodroms; nur ganz selten schlug aber die Stimmung um und griff auf die Plätze und Straßen über. Dann konnte es zu Brandstiftung und Mord kommen – auch Justinian sollte dies erfahren, zumal was es bedeutete, wenn die beiden stärksten Faktionen, die »Blauen« und die »Grünen«, sich zusammenschlossen. Doch dazu später.

Durch die Spiele im Hippodrom, mit ihrer Prachtentfaltung, der Möglichkeit zur Kommunikation und Kritik, wurde die Akzeptanz des Kaisers bestätigt. Der Begriff der Akzeptanz hat in der Forschung der letzten Jahrzehnte an Bedeutung gewonnen, denn die Macht des römischen Kaisers lässt sich weder in der frühen Kaiserzeit noch in der Spätantike in juristischen Kategorien ausreichend beschreiben.<sup>19</sup> Die Macht beruhte auch darauf, dass sie anerkannt wurde, dass der Kaiser die Fähigkeit bewies, sie gegenüber den verschiedenen Gruppen des Reiches angemessen zu nutzen: gegenüber den Soldaten, indem er sie gut versorgte und Siege erlangte, gegenüber den hohen Beamten, indem er taktvoll, nicht hochfahrend mit ihnen umging, gegenüber der Kirche, indem er sich ihre Anliegen zu eigen machte, und eben gegenüber dem Volk seiner Hauptstadt, indem er es mit der nötigsten Nahrung versorgte und ihm prächtige Spiele schenkte. Nicht immer gelang das dem Kaiser: Unruhen der Demen gehören zu den stets wiederkehrenden Themen antiker Chronisten.

Mit der Christianisierung des Reiches konnte der Kaiser nicht mehr als Priester agieren, aber es ergaben sich neue Rollen: Der Kaiser erschien jetzt in Gottes-

diensten. Mit der Kirche, in der Regel der Hagia Sophia, betrat er einen öffentlichen Raum, der nicht seiner direkten Kontrolle unterstand, wo vielmehr einem Priester die Leitung oblag. Mehrere Kaiser hatten erfahren müssen, dass Bischöfe wie Ambrosius von Mailand oder Johannes Chrysostomos diese Situation zu nutzen wussten, um sie tadelnd anzusprechen; vorausschauende Kaiser achteten daher darauf, dass nur loyale Bischöfe predigten. Wer neben dem Kaiser dem Gottesdienst noch beiwohnte, ist nicht bekannt, mit vielen Angehörigen des einfachen Volkes ist nicht zu rechnen, wenn der Kaiser und seine Entourage anwesend waren, doch Leibwächter dürften dabei gewesen sein – spätere Leibwachen, die aus Warägern rekrutiert wurden, haben in ihrer Langeweile Runen in die Emporenbrüstung der Hagia Sophia geritzt.

Auch außerhalb der Kirchenmauern zeigte sich der Kaiser als Christ, bei den schon erwähnten Prozessionen. Sie fanden zu großen Festen statt, etwa zur Weihe von Kirchen. Oft demonstrierte der Kaiser hier seinen Respekt vor kirchlichen Würdenträgern, indem er sich ihnen symbolisch unterordnete und beispielsweise neben dem Wagen des Bischofs einherschritt. Bei bestimmten Anlässen konnte man den Kaiser sogar als Büsser erleben, wenn etwa die Stadt irgendwelcher Naturkatastrophen gedachte. Dann waren der Kaiser und die gesamte Christenheit Konstantinopels in Demut vereint. Auch das trug zur Akzeptanz des Herrschers bei, beim Klerus und beim Kirchenvolk, überhaupt bei all jenen, denen das Christentum wichtig war, und bisweilen mochte einen Zuschauer das Gefühl überkommen, dass bei einer Prozession, die alle Christen über die Grenzen des religiösen Streits hinaus vereinen konnte, die Spaltung der Christenheit, die die Spätantike prägte und von der noch die Rede sein wird, kurzzeitig aufgehoben sei. In der Spätantike verschmolzen weltliche und nichtweltliche Anlässe für Prozessionen und Umzüge: War nicht jeder Sieg Roms auch ein Sieg Gottes und belegte nicht jede Katastrophe seinen Zorn gegenüber den Römern?

Immer wieder wurde die Macht des Kaisers in Konstantinopel sichtbar – und der *excubitor* Justin gehört zu denjenigen, die dazu beitrugen –, immer wieder aber zeigte der Herrscher auch, dass ihm daran gelegen war, Akzeptanz zu gewinnen, manchmal sah er sich durchaus öffentlicher Kritik ausgesetzt. Doch seine überragende Stellung wurde nie grundsätzlich in Frage gestellt, seine Person nur ausnahmsweise. Demokratische und aristokratische Ordnungen der Vergangenheit, von denen man wusste, blieben eine ferne Erinnerung.

Während die Kaiser der frühen Kaiserzeit sich immer wieder auf Reisen und Feldzüge begeben hatten, blieben die östlichen Kaiser seit Arcadius (395 – 408) fast über ihre ganze Regierungszeit in Konstantinopel. Von hier aus regierten sie mit ihren zahlreichen Beamten ein großes Reich, das sich zur Zeit des Anastasius von

Ägypten bis zur Donau, vom Euphrat bis in das Gebiet des heutigen Kroatien ausdehnte und dessen Bewohner in dem Gefühl lebten, dass eigentlich auch Africa, der heutige Maghreb, und Italien, wo Barbaren hausten, zu ihm gehörte. Einen Teil dieses Reiches lernte der *excubitor* Justin kennen. Er schob nicht nur Dienst in Konstantinopel, sondern zog auch zu Felde und trug eine Verwundung davon: Bezeugt ist seine Teilnahme an einem Krieg gegen die Isaurier, die seit Jahrhunderten in den schwer zugänglichen Bergen des südöstlichen Anatolien saßen und von dort aus Raubzüge gegen die wohlhabenden Städte des Umlands, vor allem der Küste unternahmen. Kaiser Zeno (474–491) galt als Isaurier und Unterstützer seiner Landsleute, Kaiser Anastasius wollte sie ausschalten. Die Auseinandersetzungen, die sich von 492 bis 498 hinzogen, müssen ein asymmetrischer, zermürbender Krieg in den Schluchten des Hochlands gewesen sein. Letztlich war es ein Bürgerkrieg, doch Anastasius inszenierte ihn wie den grandiosen Erfolg über einen äußeren Feind, und eine Inschrift am Palasttor kündete davon.<sup>20</sup>

Und wieder wissen die antiken Historiker von Vorzeichen der Herrschaft zu berichten: Justin sei in Lebensgefahr geraten, aber nicht im Felde. Sein Kommandeur Johannes Kyrros, Johannes der Bucklige, habe ihn wegen eines Vergehens verhaftet, um über ihn zu richten – wenn ihn nicht ein Traumgesicht davon abgehalten hätte, eine übermenschliche Gestalt, die ihm dreimal erschien, um ihn aufzufordern, Justin freizulassen.<sup>21</sup>

*En passant* wird für das Jahr 503 Justins Teilnahme an einem Perserfeldzug des Anastasius belegt; er nahm bei einem Vorstoß auf persisches Gebiet einen Knaben namens Petrus gefangen, der später sein Sekretär werden und ihm und Justinian als General dienen sollte.<sup>22</sup>

In den letzten Jahren des Anastasius erschütterte ein weiterer Bürgerkrieg das Reich: Vitalian, als *comes foederatorum* ein hoher Kommandeur, bedrohte wohl seit 513 mit seinen in Thrakien nahe der Hauptstadt stehenden Truppen den Kaiser, wobei er sich geschickterweise in den religiösen Streitigkeiten auf die Seite von dessen Gegenspielern schlug, die in Konstantinopel wirkten. Dreimal bedrohten die Auführer die Stadt selbst.<sup>23</sup>

Der Konflikt ging hin und her. Der Kaiser zeigte sich schließlich nachgiebig: Vitalian bekam sogar den Titel eines Heermeisters (*magister militum per Thracias*), doch das hielt ihn nicht von weiteren Attacken ab. 515 gelang dem Kaiser ein überwältigender Seesieg, an dem Justin beteiligt war.<sup>24</sup> Vitalian setzte sich nach Thrakien ab und verschwand für mehrere Jahre. Diesem Erfolg verdankte Justin wohl seine Rangerhöhung zum *comes excubitorum*, zum Kommandeur der Leibwache. Militärisch gesehen, war er beim Tod des Anastasius 518 der mächtigste Mann in den Mauern Konstantinopels.

Von erfolgreichen Römern erwartete man, dass sie ihre Verwandten protegieren. Justin war verheiratet, mit einer Frau allerdings, über deren Herkunft man in Konstantinopel lästerte: In ihrem Namen Lupicina klang das lateinische Wort für Dirne (*lupa*) nach; Justin soll die barbarische Sklavin gekauft und zu seiner Konkubine gemacht haben.<sup>25</sup> Wie auch immer diese Geschichte zu bewerten ist, die Ehe blieb kinderlos, und so wandte Justin seine Fürsorge den Neffen zu. Sein Bruder hatte drei Söhne, Boraides<sup>26</sup>, Germanus<sup>27</sup> und Iustus.<sup>28</sup> Für Boraides ist zwar kein hohes Amt bezeugt, wohl aber kam er zu einem ansehnlichen Vermögen. Germanus und Iustus hingegen wurden beide Heermeister und scheinen sich in diesem Amt bewährt zu haben. Germanus erhielt schließlich sogar den Ehrenconsulat.

Auch der Sohn seiner Schwester, Petrus Sabbatius, der nachmalige Justinian, folgte Justin nach Konstantinopel.<sup>29</sup> Er trat wie sein Onkel – möglicherweise nachdem er sich vorher anderswo bewährt hatte – in die Palasttruppen ein, aber gleich in eine distinguiertere Einheit, die nur gegen Gebühren und wohl auch aufgrund von Beziehungen rekrutierte: die *candidati*, die Leibgarde, die dem Kaiser am nächsten war.<sup>30</sup> Das konnte sich die Familie jetzt leisten. Die (nach einer späteren Angabe) vierzig Mann starke Truppe wurde aus den *scholae* ausgewählt, um den Kaiser zu schützen. Sie waren nach ihrem weißen (lat. *candidus*) Gewand benannt, werden sich also nur selten die Hände schmutzig gemacht haben. Die Nähe zum Kaiser zeigte sich schon beim Amtsantritt: Von ihm empfing man den *torques*, einen Nackenring, der zur Uniform gehörte.<sup>31</sup> Der Kommandeur dieser Truppen war der *magister officiorum*, so dass zwei hohe Beamte, der *magister officiorum* und der *comes excubitorum*, die verschiedenen Truppeneinheiten im Palast befehligten und keiner von beiden übermächtig wurde. Petrus Sabbatius hatte mit beiden zu tun.

Zu einem unbekanntem Zeitpunkt fällt Justin angesichts seiner Kinderlosigkeit einen folgenschweren Entschluss, zu dem ihn angeblich seine Gattin bewogen hatte: Er adoptierte aus dem Kreis seiner Neffen Petrus Sabbatius, der wohl deswegen ergänzend den Namen Justinian annahm und damit die Verbindung zu Justin anzeigte.<sup>32</sup> Der Adoptivsohn durfte sich jetzt Hoffnung auf weitere Protektion und ein ordentliches Erbe machen. Auch die Bildung, die seinem Onkel fehlte, sollte er erhalten. Obschon sein Griechisch nicht makellos war, musste selbst ein Johannes Lydos ihm konzedieren, dass er historisch gebildet war.<sup>33</sup> Aus Justinian konnte noch etwas werden.